

NIEMALS VERGESSEN!

**NOVEMBERPOGROM
1938 IN WIEN**



In der **Siebenbrunnegasse 1a** stand bis 1938 die Synagoge des Vereins Beth Aharon. Sie wurde während des Novemberpogroms 1938 zerstört.

**Broschüre
zum antifaschistischen
Gedenkrundgang am 11.11.2012
Wien, 4. Bezirk, Wieden &
5. Bezirk, Margareten**

INHALT

Niemals vergessen	Seite 04
Novemberpogrom in Wien 1938	Seite 06
Stationen des antifaschistischen Gedenkrundgangs sind mit Zahlen gekennzeichnet	
1 Die ehemalige „Scala“ (Favoritenstraße 8)	Seite 08
Otto Tausig (Favoritenstraße 52)	Seite 13
Liane Zimble (Schleifmühlgasse 5)	Seite 19
2 Anna und Richard Lányi (Mühlgasse 11)	Seite 20
Plan des Rundganges (in der Heftmitte)	Seite 24 bis 25
3 Fritz Grünbaum (Rechte Wienzeile 29)	Seite 26
Naschmarkt	Seite 28
Otto Wagner-Häuser (Rechte Wienzeile 38 & 40)	Seite 32
4 Heinrich und Erich Ehlers (Zeindlhofergasse 11)	Seite 33
5 Polizeikommissariat Margareten (Wehrgasse 1)	Seite 36
„Zentralstelle für jüdische Auswanderung“	Seite 38
6 Die Synagoge in der Siebenbrunnengasse	Seite 43
Straßennamen im Wandel der Zeit	Seite 45
Modewarenhaus „Altaras“ (Favoritenstraße 25)	Seite 46
Das Fenstertheater von Ilse Aichinger	Seite 49

NIEMALS VERGESSEN!

Das Pogrom am 9./10. November 1938 gegen die jüdische Bevölkerung und ihre Einrichtungen war weder spontan noch auf diese Tage beschränkt. Die antisemitischen Ausschreitungen und „Arisierungen“ beschränkten sich auch nicht auf einzelne Bezirke, sondern betrafen die ganze Stadt und das ganze Land.

Während des Novemberpogroms 1938 wurden 27 jüdische Männer ermordet, es gab 88 Schwerverletzte, dutzende Selbstmorde, mehr als 6500 Festnahmen. 3700 verhaftete Juden wurden direkt in das Konzentrationslager Dachau transportiert, 4000 Geschäfte wurden geplündert und zerstört und 2000 Wohnungen geraubt – im NS-Jargon „arisiert“.

Es gab auch noch Tage danach.

Während der 9. November mittlerweile auch in Wien als Gedenktag begangen wird, wird über antisemitische Kontinuitäten, die die Zeit davor und danach prägten, kaum gesprochen.

Wo am 9. November noch Synagogen und Bethäuser standen, waren in den Tagen darauf nur noch verkohlte Brandruinen. Wo es noch Geschäfte und Lokale gab, lagen nur noch Scherben – die Scherben, nach denen die Nazis den Tag höhnisch „Reichskristallnacht“ nannten und deren Beseitigung einen neuen Anlass für Demütigungen und Gewalt bot. Wie an der Zerstörung waren auch hier SA, SS, Nachbar_innen und Bürger_innen beteiligt.

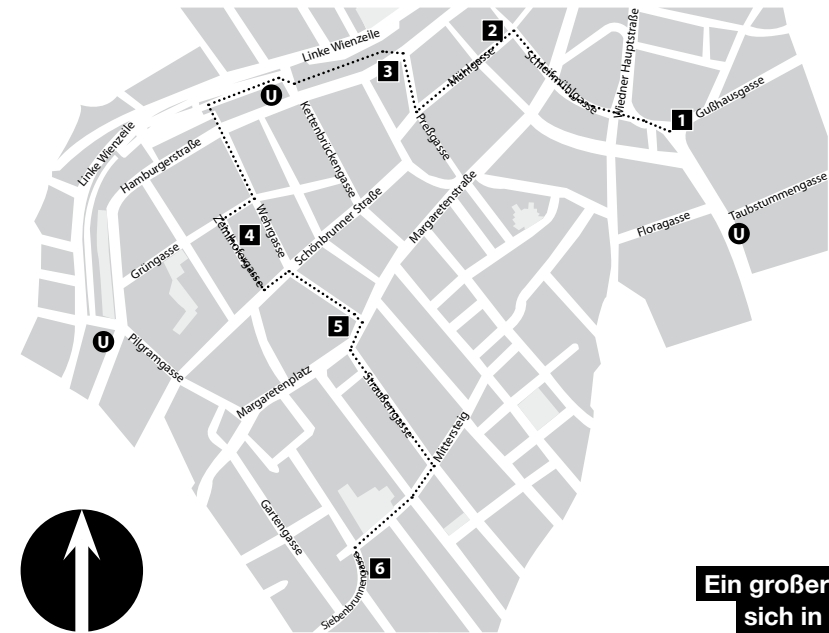
Wo am 9. November Angst herrschte, war in den Tagen danach nur noch Verzweiflung. Zehntausende Juden und Jüdinnen wussten nicht, was mit ihren Freund_innen, Verwandten und Nachbar_innen geschehen war.

Wo am 9. November noch Verzweiflung war, da war in den Tagen danach nichts mehr – 27 Morde hatten SA und SS unter Beifallklatschen von Nachbar_innen und Bürger_innen begangen. Und die Angst brachte Dutzende dazu, sich umzubringen.

Das war der November 1938 in Wien.

Der 9. November war ein Höhepunkt von Pogromen, die es in Österreich seit dem „Anschluss an das 3. Reich“ tagtäglich gab, aber er war nicht das Ende. Es dauerte noch fast sieben Jahre, bis den Nazis Einhalt geboten wurde.

Mit einem Rundgang wollen wir aufzeigen, wie flächendeckend die antisemitischen Ausschreitungen und „Arisierungen“ in Wien stattfanden.



Weitere Informationen sind auf dem Blog <http://rundgang.blogspot.de> zu finden.

Ein großer Plan befindet sich in der Heftmitte.

Antisemitismus, das ist nicht bloß ein Wort aus Geschichtsbüchern und auf Gedenktafeln. Antisemitismus ist Alltag; österreichischer Alltag. Es gibt noch immer antisemitische Arbeits-, Schul- und Unikolleg_innen, Nachbar_innen und Bekannte. Nicht selten hören wir immer noch antisemitische Beschimpfungen, das ist Alltag für Jüdinnen und Juden. Ebenso wie antisemitische Parteien, Vereine, Organisationen, Parlamentsabgeordnete, Staatschef_innen und so weiter. Antisemitismus findet sich überall, in jeder Gesellschaftsschicht.

In einer 2009 veröffentlichten Umfrage, der Anti-Defamation League, geben 43% der Österreicher_innen Juden und Jüdinnen die Schuld an der aktuellen Finanzkrise. 37% meinen Juden hätten zu viel Einfluss auf die Wirtschaftswelt. Die Hälfte der Befragten beantwortet die Frage: „Ist ihre Meinung gegenüber Juden gut, neutral oder schlecht?“ mit „schlecht“.

Antisemitische Stereotype sind aber auch darüber hinaus Bestandteil der politischen Debatte und werden bewusst oder unbewusst auch von jenen eingesetzt, die sich von der offenen Feindschaft gegen Juden und Jüdinnen distanzieren.

Antisemitismus darf nicht bagatellisiert und geduldet werden. Antisemitische Gewalt- und Vernichtungsdrohungen müssen ernst genommen werden. Wir wissen, wohin dies führen kann. Das dürfen wir niemals vergessen! .

NOVEMBERPOGROM IN WIEN 1938

Am 9. November 1938 begann das Novemberpogrom. Es dauerte mehrere Tage an. Mit diesem Rundgang wollen wir daran erinnern. Wir wollen auch daran erinnern, dass es hier stattfand, in Wien und ganz konkret auf den Straßen, in den Wohnungen, Synagogen, Geschäften und öffentlichen Einrichtungen.

Während des Novemberpogroms wurden in Wien mindestens 27 jüdische Männer ermordet, es gab 88 Schwerverletzte, dutzende Selbstmorde, mehr als 6500 Festnahmen. 3700 verhaftete Juden wurden direkt in das Konzentrationslager Dachau transportiert. 4000 Geschäfte wurden geplündert und zerstört, 2000 Wohnungen geraubt – im NS-Jargon „arisiert“ – und 42 Synagogen und Bethäuser in Brand gesetzt. Wenn wir diesen einen Tag besonders hervorheben, dürfen wir die antisemitischen Kontinuitäten davor und danach nicht vergessen. Antisemitismus existierte in Österreich bereits vor der nationalsozialistischen Machtergreifung. Im 4. Bezirk zeugt davon beispielsweise eine Tafel am Karlsplatz, die Karl Lueger gewidmet ist, dem Wiener Bürgermeister der Jahrhundertwende, dessen Antisemitismus Hitler vorbildhaft erschien. Indem die Tafel noch hängt und kein Wort über Luegers Antisemitismus verliert, zeigt sie auf zynische Weise, dass die Kontinuitäten bis heute reichen.

Bereits seit dem „Anschluss“ waren Übergriffe und Ausschreitungen gegen Juden und Jüdinnen und Zerstörungen von Einrichtungen der jüdischen Glaubensgemeinschaft in Wien an der Tagesordnung. Die Novemberpogrome unterschieden sich in Wien nur in zwei Punkten von den vorhergehenden Gewalttaten des Jahres 1938: Durch den größeren Umfang und die Massenverhaftungen.

Dennoch bedeutete das Novemberpogrom auch in Wien einen einschneidenden Wendepunkt für Jüdinnen und Juden. Denn es war der Anlass (wenn auch nicht die Ursache) für weitere Verfolgungs- und Enteignungsmaßnahmen im gesamten Deutschen Reich. Im Zuge des Pogroms wurde am 12. November die „Verordnung zur Ausschaltung der Juden aus dem deutschen Wirtschaftsleben“ erlassen, „Arisierungen“ wurden dadurch beschleunigt. Am selben Tag wurde Juden und Jüdinnen die zynische Kollektivstrafe von einer Milliarde Reichsmark für die während des Pogroms verursachten Schäden auferlegt.

Das Novemberpogrom stellte einen neuen Höhepunkt antisemitischer Ausschreitungen dar. Die zuvor gehegte Hoffnung vieler Juden und Jüdinnen, es könnte nicht mehr schlimmer werden und ihre Situation könnte sich bald wieder verbessern, wurde mit diesem Tag zerstört. Nach dem Novemberpogrom wurde der jüdischen Bevölkerung endgültig die Existenzgrundlage entzogen und der Prozess der Diskriminierung, Enteignung und Vertreibung wurde systematisch fortgeführt. Die nächsten Schritte der antisemitischen Politik waren auf Ghettoisierung, Deportation und letztlich die Vernichtung der Juden und Jüdinnen gerichtet. Gab es nach früheren Pogromen immer noch Zufluchtsstätten, so waren die Juden und Jüdinnen Wiens

nach den flächendeckenden Zerstörungen und Arisierungen des Novemberpogroms ihrer Schutzräume beraubt.

Neben dem Aufzeigen der verschiedenen Orte des NS-Terrors, will dieser Rundgang auch an das jüdische Leben in Margareten und Wieden erinnern, das vor dem Novemberpogrom hier existierte und durch den Nationalsozialismus zerstört wurde. Für die beiden Bezirke gab es bis 1938 eine gemeinsame Synagoge in Margareten. Im 4. Bezirk existierte keine Synagoge, auch wenn die jüdische Bevölkerung hier wie im damaligen Wiener Durchschnitt zehn Prozent ausmachte. In der Paniglgasse 5 gab es ein jüdisches Bethaus, das den Israelitischen Bethausverein Ahawat Thora und den Jawneh Verein zur Förderung des Studiums von Bibel und Talmud beherbergte. In der Wiedner Hauptstraße 83 gab es den Bethausverein Machiske Thora und die Bibelschule des Talmud Thora Vereines für den IV. und V. Bezirk.

Schon allein in der nächsten Umgebung der Ecke Taubstummengasse/Favoritenstraße lebten zahlreiche später vertriebene oder ermordete Jüdinnen und Juden. In der Taubstummengasse 4 etwa wohnte die Violinistin Alma Rosé. Sie setzte sich bereits in den frühen 30er Jahren gegen den Nationalsozialismus ein. Nach dem „Anschluss“ konnte sie fliehen, wurde aber 1942 im besetzten Frankreich verhaftet und nach Auschwitz deportiert. Dort wurde sie bis zu ihrer Ermordung 1944 zur Leitung des Mädchenorchesters von Auschwitz gezwungen. In der Graf Starhemberggasse 47 lebte Olga Misař, eine Feministin jüdischer Herkunft, der 1939 die Flucht nach England gelang. In der Gußhausstraße 12 lebte Alice Meyszner, die Tochter des Komponisten Johann Strauß. Ihre Wohnung wurde 1939 „arisiert“, doch ihr gelang es – geschützt durch ihren als „arisch“ definierten Ehemann – zu überleben. Die Aufzählung ließe sich noch lange fortführen.

Während diese Gegend schon damals zu den „besseren Vierteln“ zählte, waren es in der Nähe des Wiedner Gürtels und in Margareten vor allem ärmere Jüdinnen und Juden, die entrechtet, gedemütigt und verfolgt wurden. Bereits im Juni 1938 wurden jüdische Mieter_innen aus Wiener Gemeindebauten gekündigt. Dies betraf auch das Ehepaar Robert und Else Betz, das im Südtiroler Hof in der Schelleingasse 9-15 lebte. Wie viele andere konnten sie sich die Flucht ins Ausland nicht leisten. 1941 wurden die beiden in das Ghetto von Łódź deportiert. Dort starb Robert Betz zwei Jahre später, vermutlich wurde er in einem sogenannten Gaswagen ermordet. Das Todesdatum von Else Betz ist bis heute unbekannt.

Quellen:

- Gerhard Botz (2002): Ausgrenzung, Beraubung und Vernichtung. Das Ende der Wiener Judentums unter der nationalsozialistischen Herrschaft (1938-1945). In: Ders./Oxaal, Ivar/Pollak, Michael (Hg.): Eine zerstörte Kultur. Jüdisches Leben und Antisemitismus in Wien seit dem 19. Jahrhundert. Wien: Czernin, 315-339.
- Shoshana Duizend-Jensen (2004): Jüdische Gemeinden, Vereine, Stiftungen und Fonds. „Arisierung“ und Restitution. Veröffentlichungen der Österreichischen Historikerkommission. Band 21/2. Wien: Oldenbourg.
- Sophie Lillie (2003): Was einmal war. Handbuch der enteigneten Kunstsammlungen Wiens. Wien: Czernin.
- Hans Safrian/Hans Witek (2008): Und keiner war dabei. Dokumente des alltäglichen Antisemitismus in Wien 1938. Wien: Pictus.
- Angelika Teuschl (1993): „Arisierungen“ im vierten Wiener Gemeindebezirk. Diplomarbeit Universität Wien.
- Zentrum QWIEN (Hg., 2011): Wieden800. Historische Spaziergänge quer durch den Bezirk. Zum 800. Geburtstag der Wieden. Wien: Eigenverlag.

1 DIE EHEMALIGE „SCALA“ (FAVORITENSTRASSE 8)

Favoritenstraße 8, hier wurde in den Jahren 1978 bis 1981 eine Wohnhausanlage der Gemeinde Wien errichtet – benannt nach August Bergmann, der sich 1920 der sozialdemokratischen Bewegung angeschlossen hatte. Als Bezirksorganisationsleiter der Revolutionären Sozialisten verbrachte er in der Zeit des Austrofaschismus zwei Jahre in Haft, im September 1939 wurde er nach Buchenwald verschleppt und überlebte den Terror, dem er bis zur Befreiung 1945 ausgesetzt war.

„Ein hässliches graues Wohnhaus steht heute an der Stelle der ehemaligen Scala, an den Fassaden blättert der Putz ab. Wo ist der Geist geblieben, der diesen Ort vor 40 Jahren befruchtet hat?“

Ich bin auf Spurensuche. Spuren, die ein eisiger, unblutiger Krieg im Nachkriegs-Wien verwischt und ausgelöscht hat. Wer erinnert sich noch daran, daß auf diesem Platz einst ein Theater stand?“ (Köper 1995, 37)

Johann Strauß Theater (1908-1930)



1908 auf dem Höhepunkt des wirtschaftlichen Erfolgs der Wiener Operette wurde hier das Johann-Strauß-Theater erbaut. Das Operetten-theater, das annähernd 1200 Personen Platz bot, wurde vom Bauherrn Leopold Müller (seit 1897 in der Administration und Leitung des Carltheaters tätig) und nach dessen Tod von seinem Sohn Erich Müller betrieben.

Neben vielen anderen spielte Alexander Girardi regelmäßig hier und Josephine Baker trat mit der Revue „Schwarz auf weiß“ auf, nachdem die Aufführung im Ronacher an unüberwindbaren bürokratischen Hürden scheiterte. Die findigen Manager mieteten deshalb das Johann Strauss-Theater, welches eine Konzession für Revue und Operette besaß – das lang geplante und öfter verschobene Ronacher-Debüt gelang erst im Mai 1932.

Ende der 20er-Jahre geriet das Theater in Folge der Wirtschaftskrise, aber auch des Vordringens des Tonfilmes in eine schwere Krise und musste 1929 geschlossen werden.

Scala Kino (1930/31-1933)

1930/31 wurde das Gebäude durch den Architekten Carl Witzmann zu einem modernen Großkino mit 1360 Plätzen umgebaut. Der Kinopalast, der auch für Varieté-Vorführungen genutzt wurde, wurde am 29. September 1931 unter dem Namen „Scala“ mit dem Wien-Film „Der Kongress tanzt“ eröffnet. Neue Inhaberin des Betriebs wird die Kiba.

Die **Kinobetriebsanstalt Ges. m. b. H. (Kiba)** wurde 1926 im „Roten Wien“ gegründet, um das neue Massenmedium Film politisch nützen zu können. Bis zum Jahr 1931 erreichte die Kiba eine Größe von über 30 Kinos mit 16.000 Plätzen.

1938 wurde die Kiba, die damals sieben Kinos in Wien (Apollo, Busch, Mariahilf, Opern, Scala, Schweden und Weltspiegel Kino), sowie weitere Kinos in Linz und Steyr betrieb, von der nationalsozialistischen Ostmärkischen Filmtheater Betriebs GmbH, einer Tochter der deutschen Filmtheater GmbH übernommen; die Kiba blieb während des Krieges die einzige Betriebskette, die in der „Ostmark“ neben den „arisierten“ Einzelbetrieben weiterbestehen durfte.

Dass die Kiba nach der Neugründung 1945 zur größten Kinobetreiberin Österreichs wurde, was sie bis in die Neunzigerjahre blieb, liegt am – für dieses Land typischen – Umgang mit der Rückgabe „arisierten“ Kinos:

Ein Gesetz zur Durchführung der Entnazifizierung im Bereich Theater und Kino wurde am 10. Mai 1945 verabschiedet. Allerdings wurden bei der Umsetzung der Entnazifizierungsmaßnahmen in Wien zwar die Kinos selbst an ihre vormaligen Eigentümer_innen oder Rechtsnachfolger_innen rückgestellt, doch sah die Stadt Wien für die Rückgabe der Konzessionen, die zum Betrieb des Kinos berechtigten, andere, eigene Kriterien vor. Demgemäß waren nur die vormaligen Konzessionsinhaber_innen oder deren direkte Nachkommen anspruchsberechtigt, jedoch keine anderen Verwandten, Erbberechtigten oder Rechtsnachfolger_innen. Waren also keine Eigentümer_innen oder direkte Nachkommen vorhanden, wie es nach der Verfolgung, Vertreibung und Ermordung von Jüdinnen und Juden bei rund der Hälfte der Wiener Kinos der Fall war, übergab die Stadt Wien die Konzession an die – im städtischen Besitz befindliche – Kiba. Die – zumeist im Ausland lebenden – Rechtsnachfolger_innen der Kinoeigentümer_innen mussten dann entweder die Konzession pachten oder verkaufen ihr Kino an die Kiba. 30 weitere Kinos, rund ein Drittel der einst „arisierten“ Wiener Kinos, kamen so in den Besitz der Kiba.

1949 kam es zwar zu Klagen gegen dieses Vorgehen, jedoch nicht von Rechtsnachfolger_innen der jüdischen Eigentümer_innen vor 1938, sondern von einigen der von den Nationalsozialist_innen für „Verdienste um die Partei“ begünstigten Personen, die zwischen 1938 und 1945 „arisierte“ Kinos betrieben hatten. Der Verfassungsgerichtshof gab ihnen 1949 Recht, sodass die Kiba einige der „arisierten“ Kinos wieder an die 1938 von den Nationalsozialist_innen eingesetzten NS-Sympathisant_innen zurückgeben musste. 1950 wurde das nach Kriegsende geltende Gesetz aufgehoben, nach dem kein_e NS-Belastete_r ein Kino führen durfte.

Scala Theater (1933-1938)

Die Scala allerdings blieb kein Kino, sondern wurde von 1933 bis 1938 neuerlich als Sprechbühne betrieben und zwar von Rudolf Beer, der neben Max Reinhardt als bedeutendster Theatermann seiner Zeit in Wien galt.

Rudolf Beer, der am 22.8.1885 in Graz geboren wurde, war in den 20er-Jahren Direktor des Raimundtheaters und des Deutschen Volkstheaters. Er war ein Förderer der modernen Literatur, wurde aber für sein forciertes Gastspieltheater mit Berliner Stars angefeindet, was 1932 in seinen Rücktritt mündete. Beer wurde ans Deutsche Theater Berlin berufen, musste aber schon ein Jahr später, nach der Machtergreifung der Nationalsozialist_innen, Berlin wieder verlassen, kam nach Wien zurück

und leitete 1933 bis 1938 die Scala Wien. In dieser Zeit war er auch Präsident des Verbandes österreichischer Theaterdirektoren.

„Er war Jude und einer der bedeutendsten Theaterdirektoren Wiens in der Zeit der Ersten Republik. Nach dem Anschluss wurde er in seinem eigenen Theater entsetzlich gedemütigt. Eine Kollegin war aufgestanden und hatte aus dem Zuschauerraum gerufen: Hier stinkt's nach Juden!“

(Tausig 2005).

Unmittelbar danach musste Beer seinen Posten als Direktor der Scala räumen. Am 23. April 1938 wurde er während einer Vorstellung im Theater in der Josefstadt vom NS-Betriebszellenleiter Erik Frey gemeinsam mit Robert Valberg (kommissarischer Leiter des Theaters) aus einer Loge nach draußen geholt. Er sollte zur Einvernahme in die Josefstädter Straße 39. Von dort wurde Beer von Nazi-Schlägern in Richtung Höhenstraße gefahren. Im Wienerwald warfen sie den schwer misshandelten Mann aus dem Auto.

Beers Vertrauter, der Schauspieler Harry Fuss erzählte, dass Freunde den schwer depressiven Beer rund um die Uhr betreuten, weil sie Selbstmord befürchteten. Doch sie konnten es nicht verhindern: In seiner Wohnung am Lerchenfelder Gürtel nahm er sich am 9. Mai 1938 das Leben, indem er den Gashahn aufdrehte.

Ufa Kino (1938-1945)



Während des Nationalsozialismus wurde das Gebäude neuerlich zu einem Kino. Die Scala als „repräsentativstes Kino der Ostmark“ diente vor allem der Aufführung von Propaganda- und Unterhaltungsfilmern der Ufa – wie etwa bei der Eröffnung des Kinos unter nationalsozialistischer Führung mit dem Film „Heimat“ und dessen Star Zarah Leander, die für den Galaabend nach Wien anreiste. Im Oktober 1941 zeigte man hier „Heimkehr“ mit Paula Wessely.

Neues Theater in der Scala (1948-1956)

1945 beschlagnahmten die Sowjets das Gebäude als „Deutsches Eigentum“, um es – ebenfalls als Kino – für Propagandazwecke zu nutzen. Doch der aus dem Schweizer Exil nach Wien zurückgekehrte Schauspieler und Regisseur Karl Paryla (er, Wolfgang Heinz, Emil Stöhr und andere Mitglieder des legendären Ensembles des Zürcher Schauspielhauses hatten schon vor dem Kriegsende Überlegungen zu Kunst, Kultur und Theater nach dem Ende der Diktatur angestellt und das „Komitee Österreichischer Künstler“ gegründet) bemühte sich ab 1946 bei der von KPÖ-

Mitglied Viktor Matejka geleiteten Kulturstelle der Stadt Wien um eine neuerliche Theaterkonzession, die er 1948 auch erhielt: Am 16. September 1948 nahm das Haus mit Nestroys Posse „Höllenangst“ seinen Spielbetrieb auf.

Geleitet durch eine Gruppe von Sozietären – unter anderen Karl Paryla und Wolfgang Heinz, der die Theaterkonzession innehatte – zählten zum Ensemble der Scala auch Otto Tausig und Therese Giehse. Arnolt Bronnen (der 1951 stellvertretender Direktor und Dramaturg wurde) und Bertolt Brecht wirkten als Autoren für das Theater.

Das Haus zielte vor allem aufs Wiener Arbeiterpublikum – bemüht, gesellschaftlich relevante, künstlerisch hochwertige, dabei immer auch volkstümliche Inszenierungen herauszubringen. Auf dem Spielplan standen Komödien der Weltliteratur, aber auch Schiller und Ibsen, Tolstoi und Gorki, Gogol und Brecht – und die unverwüstlichen einheimischen Klassiker Grillparzer, Raimund und Nestroy. Gefördert wurde das Haus, das im sowjetischen Sektor von Wien lag, von der Besatzungsmacht und von der Kommunistischen Partei Österreichs.

„Wir nannten uns »Das Neue Theater in der Scala« und ein neues Theater wollten wir sein, neue Stücke spielen, die den Menschen etwas sagten, aber auch aus älteren Stücken, aus den Klassikern das herausholen, was ihnen noch heute Bestand verleiht. Und wir wollten diese Stücke für ein neues Publikum spielen, für Menschen, die sonst nie ins Theater gingen, für Arbeiter und Unterprivilegierte. Es fing fulminant an mit Stücken, die nie zuvor in Wien gespielt worden waren. Mit Fritz Imhoff als »Bockerer«, mit Therese Giese als »Mutter Courage« unter der Regie von Leopold Lindtberg. Und auch im Eröffnungsstück, Nestroys »Höllenangst«, sprach der großartige Nestroy-Schauspieler Karl Paryla einen geradezu klassenkämpferischen Monolog, den Nestroy für dieses Stück geschrieben hatte, der aber, vermutlich wegen der Schärfe seiner Gesellschaftskritik, nie gespielt wurde.“ (Tausig 2005, 88)

Obgleich eines der künstlerischen Zentren der Stadt, wurde das Theater ein Opfer der österreichischen Nachkriegsmentalität und des Kalten Krieges. Nach Jahren der Anfeindungen und des Boykotts (angeführt von Hans Weigel und Friedrich Torberg) machten Wiener Stadtverwaltung, österreichischer Gewerkschaftsbund (dem das Gebäude aus sowjetischer Hand übertragen worden war) und die „bürgerliche“ Presse nach dem Abzug der Alliierten 1956 ein Ende mit dem „Kommunistenpuff“. So gab es für die selbstverwaltete „Neue Scala“ keine Subventionen und keine neue Konzession, dafür Häme, Hass – und den Schließbescheid.

Auch Demonstrationen, eine Petition mit 22.000 Unterschriften und Protestschrei-



ben von Erwin Piscator und Paula Wessely, Brecht und Lion Feuchtwanger, Erich Engel und Howard Fast änderten daran nichts.

1959 wurde das Haus abgerissen, der Platz blieb 20 Jahre lang ungenützt.

Ein Reliefbüste von Rudolf Beer, mit deren Aufstellung im Foyer das „Neue Theater in der Scala“ sowohl die Würdigung des großen Vorbildes als auch seine antifaschistische Haltung zum Ausdruck brachte, wurde nach dem Abriss ans Volkstheater gegeben und steht seit einer Restaurierung 2008, dem 70. Todesjahr Rudolf Beers auf dem Rasenstück vor dem Theater an der Station der Linie 49.



Demolierung der Scala 1959.



Zwischen 1966 - 1977 blieb der Platz unbebaut.



1966



August Bergmann Hof, errichtet 1978-1981.

OTTO TAUSIG (FAVORITENSTRASSE 52)

Otto Tausig wurde am 13. Februar 1922 in der Favoritenstrasse 52 in Wien geboren. Seine erste Bühnenerfahrung hatte er mit vier Jahren, als seine Eltern mit ihm ins Johann Strauß-Theater gingen, wo Josephine Baker auftrat. Bei jeder Vorstellung holte sie einen Mann auf die Bühne und an diesem Abend fiel ihre Wahl auf Otto :

„Ich wusste überhaupt nicht, was sie von mir wollte, und begann fürchterlich zu weinen. Die Leute lachten. Es war grauenhaft.“ (Tausig 2005, 16)

Nach dem „Anschluss“ ließ seine Mutter nichts unversucht, wenigstens ihren Sohn ins Ausland zu bringen. Einige Wochen nach dem Novemberpogrom wurde die Familie aufgrund ihrer jüdischen Herkunft aus der Wohnung vertrieben und zogen zu den Großeltern von Otto Tausig in die Schelleingasse. Im Jänner 1939, knapp vor seinem 17. Geburtstag, brachte ihn ein Kindertransport nach Großbritannien, wo er als Land- und Fabrikarbeiter arbeitete. Seine Mutter Franziska Tausig floh nach Shanghai und konnte ihren Mann, der bereits in ein Konzentrationslager deportiert worden war, freikaufen und zu sich holen. Er starb in der Emigration an Tuberkulose. Sie veröffentlichte ihre Erinnerungen an diese Zeit 1987 unter dem Titel „Shanghai-Passage. Flucht und Exil einer Wienerin“. Nach der Okkupation Frankreichs wurden alle Deutsch sprechenden Emigranten in England als „Enemy Aliens“ interniert. Otto Tausig verbrachte zwei Jahre in verschiedenen Lagern. Nach der Entlassung aus der Internierung ging er nach London, wo er tagsüber als Schlosser arbeitete und abends im Austrian Center des Free Austrian Movement an satirischen Bühnenprogrammen mitwirkte; unter anderem wurde dort auch Jura Soyfers „Vineta. Die versunkene Stadt“ aufgeführt.

Nach dem Ende des Krieges kehrte Otto Tausig, inzwischen verheiratet und nach den Erfahrungen der vorhergehenden Jahre überzeugter Kommunist, 1946 in seine Heimat zurück. Er begann ein Studium am Max Reinhardt Seminar in Wien. Bereits zwei Jahre später, 1948, begann Tausig als Schauspieler, Regisseur und Chefdramaturg am Neuen Theater in der Scala zu arbeiten. Das Ensemble war kommunistisch orientiert, was zur Folge hatte, dass nach der Schließung des Theaters im Jahr 1956 die Schauspieler in der antikommunistischen Stimmung im Wien jener Zeit schwer an anderen Theatern unterkamen.

„Entweder man unterschrieb, dass man sich vom Kommunismus in jeder Form abwendet, oder du hast kein Engagement mehr bekommen. Also bin ich ein zweites Mal emigriert. An die Volksbühne nach Ostberlin. Damals stand ja noch keine Mauer. Man konnte sich frei bewegen. Allerdings sind mir die Spitzeleien der DDR-Behörden dann doch auf die Nerven gegangen.“ (Scharang 2009)

1960 wechselte Tausig an das Schauspielhaus Zürich, bevor er als freischaffender Schauspieler und Regisseur in ganz Deutschland aktiv war. 1970 wurde er schließlich am Wiener Burgtheater engagiert.

„Nach 7 Jahren Emigration unter Hitler und 14 weiteren unter Torberg, Weigel und Konsorten war ich wieder in Wien.“ (Tausig 2005, 159)

Am Burgtheater war er bis 1983 tätig, in dieser Zeit gründete er eine Amnesty-International-Gruppe zur Unterstützung von politisch verfolgten Schauspieler_innen und Künstler_innen, mit der er sich unter anderem für Václav Havel einsetzte.

Tausig erwarb sich auch unermessliche Verdienste um das Werk des im Alter von 26 Jahren von den Nazis ermordeten österreichischen Schriftstellers Jura Soyfer, der heuer seinen 100. Geburtstag feiern würde.

Nach seiner Pensionierung 1983 war er wieder freiberuflich tätig und widmete sich noch aktiver der Initiative Entwicklungshilfe der Künstler. Mit der Initiative unterstützte er etwa indische Kinder, die aus der Kinderarbeit in Teppichfabriken oder Steinbrüchen befreit werden konnten, oder Flüchtlingskinder ohne Eltern in Österreich, die im Laura-Gatner-Heim in Hirtenberg unterkamen, das nach seiner im Vernichtungslager Treblinka ermordeten Großmutter benannt wurde. Finanziert hat er dies aus den Tantiemen für Filme und Auftritte, die er vollständig spendete. Seine Bühnenkarriere beendete er 1999 mit der Rolle des Advokaten Schnoferl in Nestroys „Das Mädl aus der Vorstadt“ am Wiener Volkstheater.

2011 verstarb Otto Tausig und wurde auf dem Wiener Zentralfriedhof in einem ehrenhalber gewidmeten Grab (Gruppe 40, Nummer 181) beigesetzt.

Die Bezirksräte der SPÖ Wieden stellten im März 2012 den Antrag, die Verkehrsfläche zwischen Paulanergasse und Mozartplatz (Durchgang W) als „Franziska und Otto Tausig-Weg“ zu benennen und mittels Zusatztafeln auf die Biographie der beiden aufmerksam zu machen.

Zum Nach- und Weiterlesen:

- Otto Tausig: Kasperl, Kummerl, Jud. Eine Lebensgeschichte. Nach seiner Erzählung aufgeschrieben von Inge Fasan. Mandelbaum, Wien 2005, ISBN 3-85476-149-X.
- Carmen-Renate Köper: Ein unheiliges Experiment. Das neue Theater in der Scala (1948–1956). Wien, Löcker 1995, ISBN 3-85409-252-0.
- Elisabeth Scharang/FM4-Doppelzimmer Spezial: Der Stehaufmann, 8. Dezember 2009. <http://fm4.orf.at/stories/1633583/>
- <http://www.kinhetop.at/>

OTTO TAUSIG im Zitat:

Am Tag des Hitlereinmarsches hatte ich abends eine Karte für das Burgtheater und mein Vater sagte, ich könne da nicht hingehen. Warum ich an jenem Abend nicht ins Theater gehen durfte, verstand ich nicht. Auf Raoul Aslan verzichteten wegen dieses blöden Hitler! Mein Vater machte mir damals klar, dass jetzt eine andere Zeit angebrochen war, dass wir jetzt nicht mehr tun konnten, was wir wollten. Im Schwarzenbergpark, wo ich immer – Rilke oder Heine lesend – saß, stand jetzt auf den Bänken: »Nur für Arier«. Das war der erste Fußtritt. Es dauerte dann noch eine Weile, bis ich wirklich kapierte, was los war, und es auch am eigenen Leib zu spüren bekam.

Nachdem ich als Jude aus der Schule geflogen war, sagten meine Eltern: Du musst jetzt irgendwo etwas Praktisches lernen. – Ich lernte Maschinstricken. Der Kurs fand in einem kleinen ebenerdigen Lokal statt, schräg gegenüber der Roßauer Kaserne. Zum eigentlichen Stricken mit der Maschine kam ich nicht mehr, denn die erste Stunde war am 10. November 1938. Alles, was ich lernte, war, Knopflöcher zu säumen. Das kann ich noch heute. Ich habe diese Fähigkeit dann im Leben nicht mehr dringend gebraucht.

Die Türen dieses Lokals gingen direkt auf die Straße hinaus, was wirklich ein Glück war, weil ich dadurch entkommen konnte, als die SA das Lokal durchsuchte.

Ich haute ab und ging den weiten Weg in den 4. Bezirk, wo ich wohnte, zu Fuß, den Mantelkragen hochgeschlagen, damit man nicht sehen konnte, dass kein Hakenkreuz dran war. Damals trug jeder in Wien das Hakenkreuz, auch erbitterte Nazigegner, um nicht aufzufallen. Wer also keines im Knopfloch hatte, war erkannt als Jude. Unsere Wohnung war mit einer großen Eisentür verschlossen. Hätte es geläutet, wir hätten nicht aufgemacht. Wir wussten ja, das kann nur die SA sein, um uns zu verhaften. Aber mein Vater war ja schwerhörig, sodass er die SA nicht gehört hatte, als er sich ein Glas Wasser vom Wasserhahn im Korridor holen wollte. Er öffnete die Wohnungstür, lief ihnen direkt in die Arme und wurde weggeschleppt. Meine Mutter rannte ihm nach und versuchte, etwas zu tun, aber er wurde ins Gefängnis gebracht. Ich war nun allein zu Hause. Das letzte Geld, das wir hatten – das später meinen Eltern ermöglichte, nach Shanghai zu emigrieren –, nähte ich in einen Nähpolster ein, steckte ihn in die Tasche und versuchte, zu meiner Großmutter zu kommen, um mich dort zu verstecken. Überall auf der Straße waren SA-Trupps. Ich gehe und sehe in einem Schaufenster gespiegelt, hinter mir ist ein SA-Trupp, die kommen mir nach. Um nicht aufzufallen, zwang ich mich, weder zu rennen noch langsam zu gehen. Plötzlich aber wurden sie gestoppt vom Blockwart unseres Hauses, für dessen Kinder ich immer Kasperltheater gespielt hatte. Dieser Mann war ein illegaler Nazi gewesen. Und jetzt sah ich in der Schaufensterscheibe, wie er die Leute aufhielt. Ich bin davon und war gerettet.*

Einige Zeit später zeigte sich dann das goldene Wiener Herz unseres Herrn Blockwarts. Die großen Razzien des 10. November waren für den Moment vor-

bei. Mein Vater war noch in Haft, aber meine Mutter und ich saßen wieder in unserem Wohnzimmer, als es läutete und der Herr Blockwart zu Besuch kam. Er nahm Platz und schilderte mit bewegten Worten, wie er mich damals vor den SA-Männern gerettet hatte, indem er ihnen eingeredet habe, ich sei Ausländer. Gerührt dankte ihm meine Mutter. Sehen Sie, fuhr er treuherzig fort, Sie haben da eine Schreibmaschine. Würde jemand wie ich damit Briefe und Ansuchen schreiben, man könnte noch viele Menschen retten. – Meine Mutter schenkte ihm die Schreibmaschine. Sie schenkte ihm auch noch die Silbersachen, die er in unserer Vitrine sah. Er meinte, es könne noch manchem geholfen werden, wenn man die Dinge zu Geld mache. Beladen mit der Sorge um die Verfolgten und mit allen Wertsachen aus unserer Wohnung verließ uns unser mitfühlender Beschützer. Ein paar Wochen später wurde unsere Wohnung »arisiert« und wir zogen zu den Großeltern in die Schelleingasse, nicht weit von der Favoritenstraße, wo wir gewohnt hatten. Da waren wir nun zusammengepfercht, Großmutter, Großvater, Mutter, Onkel und ich und etwas später mein Vater, der aus der Haft zurückkam.

[...]

Meinen Eltern war klar, dass wir hier weg mussten. Verzweifelt suchten sie ein Land, in das man emigrieren konnte, wo man Juden leben ließ. Bulawayo in Süd-Rhodesien schien eine Möglichkeit. Für mich war das unbegreiflich. Afrika? Was sollen wir denn dort? Gibt es denn dort Konzerte? Ein Theater? Und dann gab es natürlich noch Palästina. Das war in jüdischen Kreisen immer schon im Gespräch gewesen. Der Antisemitismus war ja in Wien nichts Neues. Schon in der Volksschule hatte es da zwei »Platten« gegeben, die kleinere Bande der Judenbuben und die große unter der Führung eines gewissen Otto Maresch. Sie rempelten uns an und schrien uns nach: Jiddelach, Jiddelach, hepp, hepp, hepp, wirst verbrannt mit Speisefett, Speisefett ist teuer, wirst verbrannt mit Feuer! – Unter diesem Druck zerfiel unsere Gruppe von Neun- bis Zehnjährigen in Zionisten und Sozialisten. Aber diese Zugehörigkeitsgefühle waren ziemlich abstrakt. Etwa so wie beim Fußball. Auch da gab es zwei Gruppen, die einen waren Fans von Admira, die anderen von Rapid. Ich war Rapid-Anhänger. Dabei interessierte ich mich überhaupt nicht für Fußball, war noch nie im Leben auf einem Fußballplatz gewesen, aber man musste einfach entweder Rapid- oder Admira-Fan sein, sonst war man niemand. Und so war es auch mit den Zionisten und den Sozialisten. Die einen waren bewusste Juden, die sagten, unser eigentliches Ziel ist ein Judenstaat, aber ich glaube, sie haben nicht im Mindesten daran gedacht, dort hinzufahren, bevor die Nazis kamen. Und ich war eben Sozialist, weil mein Vater Sozialist war und mich zum Internationalisten erzogen hat. Wir waren gegen Armut und Ungleichheit, wobei mir das damals noch völlig wolkige Begriffe waren. Zwar hatte ich die Schlangen von Arbeitslosen gesehen und verstanden, dass Armut existiert. Unrecht und Ungleichheit waren mir bewusst, aber so tief wie ein Rilke-Gedicht bewegte mich das nicht. Meinen Eltern aber war klar, dass es jetzt weniger um Weltanschauliches

ging als um ein sehr praktisches Problem: Wohin?

Die Glücklicheren hatten Verwandte in den USA, in England oder der Schweiz, die ihnen eine Einreise ermöglichen konnten. Wir hatten niemanden. Meine Mutter, die Aktive, Motorische, ließ nichts unversucht, wenigstens mich ins Ausland zu bringen. Sie wusste, dass es für ein Kind leichter sein würde, das Land zu verlassen, als für sie selbst und meinen Vater. So schleppte sie mich von einer Auswanderungsstelle zur nächsten. Bei den Zionisten, die sich mit der Einwanderung nach Palästina beschäftigten, erzählte sie, was für ein guter Jude ich sei und dass es mein Ideal wäre, in »Erez Jisroel« am Aufbau eines jüdischen Staates mitzuarbeiten. Das war natürlich eine glatte Lüge. Der Zuständige ließ sich meine Hände zeigen, und da keine Arbeitsschwien zu sehen waren, sagte er: Tut mir Leid, wir brauchen Leute, die zupacken können. Der Nächste bitte. – Bei den Quäkern verkaufte mich meine Mutter wiederum als guten Christen. Ich stand daneben, schweigend, und mir war das alles unendlich peinlich. Aber sie war eben ein verzweifelter Mensch, der sein Kind retten wollte, während ich noch immer in einer Art Traumwelt lebte und mir immer noch nicht klar war, dass es hier ums Überleben ging.

Und dann, der Abschied von den Eltern. Immer wieder, wenn ich heute über den Margaretengürtel fahre, dort, wo er in einer großen Kurve zur Gumpendorfer Straße hin schwenkt, sehe ich vor mir, wie wir damals, vor 66 Jahren, an einem nebeligen Wintertag um 6 Uhr früh, zum Westbahnhof fuhren. Meine Mutter, mein Vater, den ich nie wieder sehen sollte, und ich. Meinen Vater habe ich sehr geliebt, nicht nur, weil er – meine Lieblingsspeise kennend – mir immer riesige Schüsseln mit Schokoladepudding machte, sondern weil er ein wirklich, wirklich guter Mensch war. Jahrzehnte später habe ich sein Grab in Shanghai gesucht, bin mit einem Schiff den Yang Po-Fluss hinuntergefahren und habe bei mir gedacht: Papa, ich komme jetzt! – Aber das Grab war nicht mehr da, nur Hochhäuser. Und dann waren wir also am Westbahnhof. Ich war schon eingestiegen und schaute zum Fenster heraus, eingezwängt zwischen den vielen Kindern, die von ihren Eltern Abschied nahmen. Wir alle hatten ein Pappdeckelschild um den Hals mit einer Nummer, damit man uns in England unseren Bestimmungsorten richtig zuteilen konnte. Die Eltern standen auf dem Perron und gaben noch letzte Ratschläge. Mein Vater, Fürsorgerat und sozialdemokratischer Funktionär, sagte: Nur nie in die Politik einmischen. – Ja, Papa, sagte ich, habe mich aber in späteren Jahren nicht daran gehalten. Dann fuhr der Zug ab. Als wir die deutsche Grenze überquert hatten und in Holland einfuhren, stimmte ich die »Marseillaise« an und alle Kinder, die das Lied kannten, sangen mit.

[...]

Unmittelbar nach dem Reinhardt-Seminar fuhr ich nach Graz, um dort engagiert zu werden. Der Direktor schaute mich von oben bis unten an und sagte: Sie kann

ich überhaupt nicht brauchen. Aber gut, sprechen Sie mir halt vor. – Eine ganze Stunde hörte und sah er mir zu. Dann kam wieder: Eigentlich kann ich Sie nicht brauchen. – Ich dachte mir: Das glaub' ich dir nicht. Du hörst mir nicht eine Stunde lang zu, wenn du mich nicht haben willst. – Alle anderen Bewerber waren nämlich nach zehn Minuten wieder draußen. Er sagte dann: Na gut, ich könnte Sie engagieren als Utilite. – Ich wusste gar nicht, was das ist: ein Schauspieler für alles halt, der keine Rechte hat und alles spielen muss. – Ich zahle Ihnen 200 Schilling. Eigentlich brauch' ich Sie gar nicht. – Ich sagte: Nein, entschuldigen Sie, das ist nicht möglich. Ich bin verheiratet, ich muss 600 Schilling im Monat haben und zwei garantierte Rollen! – Sind Sie verrückt? Als Anfänger! – Entschuldigen Sie, ich habe mir das ausgerechnet. Ich brauch' 600 Schilling. Dann ist es halt Pech. – Also, wissen Sie was, ich geb' Ihnen 250 Schilling. – Nein, das geht nicht. Unter 600 Schilling kann ich nicht abschließen. – Das gibt's nicht, dass ein Anfänger so viel kriegt. – Dann kann ich halt da nicht spielen. – Er bot 300 Schilling, 350, er bot 400 Schilling. Bei 400 Schilling fragte er: Sagen Sie, sind Sie eigentlich Jude? – Warum? Hat das irgendetwas mit der Gagenhöhe zu tun? – Nein, ich bitte Sie. Einige meiner besten Freunde sind Juden. Nur, Sie wissen doch, Graz, die Stadt der Erhebung! Es sind so viele Nazis in Graz. Da gibt's vielleicht Schwierigkeiten. – Trotzdem brauche ich 600 Schilling und zwei garantierte Rollen. – Also, 450, 500, 550, 600 Schilling. 600 Schilling und zwei garantierte Rollen! Und nun sagte ich: Seien Sie mir nicht böse, aber bei Ihnen möchte ich nicht engagiert sein. – Und so fuhr ich nach Wien und schloss mit 200 Schilling an der Scala ab.*

Ich hätte da auch umsonst gearbeitet.

Aus: Otto Tausig: Kasperl, Kummerl, Jud. Eine Lebensgeschichte. Nach seiner Erzählung aufgeschrieben von Inge Fasan. Mandelbaum, Wien 2005.

* Mit einem Stern gekennzeichnete Absätze stammen aus: Otto Tausig. In: Beate Lause/Renate Wiens (Hrsg.): Theaterleben. Schauspieler erzählen von Exil und Rückkehr. Frankfurt am Main: Hain 1

LIANE ZIMBLER (1892-1987) (SCHLEIFMÜHLGASSE 5)

Vielseitigkeit als Überlebenskonzept⁽¹⁾

Liane Zimbler wird als Juliane Angela Fischer 1892 in Prerov (Prerau), Tschechien, geboren. Um 1900 übersiedeln ihre Eltern nach Wien. Nach ihrer Schulzeit studiert sie als außerordentliche Hörerin an der Technischen Universität und arbeitet schon während ihres Studiums als Grafikerin und Buchillustratorin. Sie zeichnet für den Modesalon der Schwestern Flöge Entwürfe und sehr bald nach den ersten Aufträgen als Architektin kann sie ihr erstes eigenes Atelier im vierten Bezirk, Schleifmühlgasse 5, eröffnen. Die gemeinsame Wohnung mit ihrem Mann Otto Zimbler und ihrer Tochter Eva befindet sich in demselben Gebäude, so dass es ihr trotz Ehe und Mutterschaft möglich ist, weiterzuarbeiten. Liane Zimbler plant funktionale Innenräume für alleinstehende, berufstätige Frauen und entwirft Einrichtungsgegenstände, deren Verwendungszweck nicht mehr nur auf Repräsentation, sondern vor allem auf Funktionalität ausgerichtet ist. Sie legt dabei großen Wert darauf, Architektur nicht um der eigenen Selbstverwirklichung willen zu betreiben, sondern ihr Wissen ihren Auftraggeber_innen zur Verfügung zu stellen. Liane Zimbler ist in ihren Arbeiten Pragmatikerin und keine deklarierte Anhängerin gesellschaftsverändernder, politischer Ideen in der Architektur wie etwa ihre Zeitgenossin Margarete Schütte-Lihotzky.

Als moderne Frau ihrer Zeit ist sie dennoch emanzipatorisch engagiert und organisiert. Sie ist Mitglied in der fortschrittlichen Vereinigung *Wiener Frauenkunst*, im *Verband berufstätiger Frauen in Österreich* und im *Soroptimist-Club*. Dank dieser Kontakte erhält Liane Zimbler die Gesamtleitung der erfolgreichen Ausstellung „Wie sieht die Frau?“ im Rahmen des Internationalen Frauenkongresses 1930 in der Wiener Hofburg. Sehr bald ist sich Liane Zimber angesichts des zunehmenden Antisemitismus der Gefahr bewusst, in der sie sich als Jüdin befindet. 1938 legt sie noch die Prüfung als Ziviltechnikerin ab und emigriert wenig später mit ihrer Familie über London nach Kalifornien in die Vereinigten Staaten. Dank ihres internationalen sozialen Netzwerkes und ihrer Fähigkeiten gelingt es ihr bald wieder, ein eigenes Atelier für „Interior Design“ zu führen. Sie tritt auch hier verschiedenen Vereinigungen bei, hält Vorträge und gestaltet Ausstellungen. Liane Zimbler arbeitet bis ins hohe Alter als Architektin und stirbt 1987 im Alter von 95 Jahren. Sie kehrt nicht mehr nach Österreich zurück.

(1) Text von Petra Unger in: Stichwort-Newsletter 34/2012

2 ANNA UND RICHARD LÁNYI (MÜHLGASSE 11)

Aus dem Haus in der Mühlgasse 11 wurden mindestens vierzehn Menschen deportiert. Für kurze Zeit waren im Haus auch „Sammelwohnungen“ eingerichtet, von denen aus Jüdinnen und Juden in KZs gebracht wurden.

1938 befand sich in diesem Haus auch die Wohnung des Ehepaares Anna und Richard Lányi. Während Anna Lányi konfessionslos war und keine Jüdin nach der Definition der „Nürnberger Rassengesetze“, entstammte ihr Mann Richard einer jüdischen Familie. Herr Lányi betrieb seit 1912 in der Kärntnerstraße 44 eine Buchhandlung und begann sich dort ein paar Jahre später als Verleger zu betätigen. Neben literarischen Werken verlegte er auch Bildende Kunst. Seine allererste Publikation war eine Mappe mit 12 Zeichnungen von Egon Schiele. Lányi verlegte auch die „Flugschriften der Gesellschaft zur Förderung moderner Kunst in Wien“. Einen besonderen Schwerpunkt legte er in seinen Tätigkeiten auf Karl Kraus. Etwa ein Viertel der Publikationen des Verlags waren Werke von oder über den Schriftsteller. Lányi organisierte regelmäßig Lesungen mit Karl Kraus.

In den Tagen um den „Anschluss“ stürmte eine Bande der HJ die Buchhandlung und warf Bücher auf die Straße. Teile des Lagerbestandes wurden beschlagnahmt und das Geschäft gesperrt. Nach einigen Tagen erhielt Lányi jedoch die Erlaubnis, den Betrieb vorübergehend weiterzuführen.

Im Mai 1938 kam Johannes Katzler in Lányis Laden und gab an, die Buchhandlung im Auftrag des Eher-Verlags, des Partei-Verlags der NSDAP, zu übernehmen. Katzler stammte aus Wien, war bereits ab 1930 in Deutschland für den Eher-Verlag



tätig und seit 1933 in der SA. Nach der Machtergreifung der Nationalsozialist_innen in Österreich kehrte Katzler nach Wien zurück und raubte im Laufe des Jahres sieben Buchhandlungen, wovon Lányis Laden die erste war. Er war damit einer der „tatkräftigsten Ariseure“ im Wiener Buchhandel.

Ab diesem Zeitpunkt durfte Lányi sein Geschäft nicht mehr betreten. Die Gestapo ließ die Buchhandlung schließen und zwei Tage später

Die Verdrängung von Juden und Jüdinnen aus dem Wiener Buchhandel

Kurz nach der Machtübernahme der Nationalsozialist_innen wurde die Standesvertretung der Verleger_innen und Buchhändler_innen, der „Verein der österreichischen Buch-, Kunst- und Musikalienhändler“, unter kommissarische Leitung gestellt. Zum kommissarischen Leiter des Buchhandels wurde Karl Berger, der seit 1932 NSDAP-Mitglied war, ernannt.

Der Buchhandel hatte insofern eine Sonderstellung inne, als es nicht nur darauf ankam, wer ein Geschäft betrieb, sondern auch, was verkauft wurde. Unabhängig von den „Arisierungen“ kam es in den meisten Verlagen und Buchhandlungen kurz nach dem „Anschluss“ zu großangelegten Beschlagnahmungen unerwünschter Literatur. Dies betraf auch Bibliotheken.

Noch im März machte sich Karl Berger an die Erfassung sämtlicher „arischer“ und jüdischer Buchhandlungen in Österreich. Diese Listen dienten später einerseits als Basis für die geplante „Entjudung“ des Buchhandels, andererseits als Grundinformationen für die Aufnahme in die Reichsschrifttumskammer (RSK), der alle Buchhändler_innen im NS angehören mussten.

Daraus darf allerdings nicht geschlossen werden, dass die „Arisierungen“ im Buchhandel eine ausschließlich „von oben“ verordnete Angelegenheit waren. Sie wurden von vielen österreichischen Buchhändler_innen ausdrücklich gefordert. So bildeten Verleger_innen und Buchhändler_innen im Zuge der Erfassung aller jüdischen Betriebe die Gruppe „Arbeitsgemeinschaft der NS-Buchhändler der illegalen Kampfzeit“. Unter anderem verlangten sie von Karl Berger, eine Liste aller jüdischen Buchhandlungen an sämtliche Auslieferungsfirmen und Verlage zu verteilen, damit an jüdische Betriebe gar nicht mehr ausgeliefert werde.

Karl Berger war der Ansicht, dass in Wien zu viele Buchhandlungen existierten und plante eine Umstrukturierung der Branche. Dabei war die Liquidierung jüdischer Betriebe ein zentraler Bestandteil des Vorhabens. Dies entsprach auch den Vorstellungen der „Arbeitsgemeinschaft der NS-Buchhändler der illegalen Kampfzeit“.

Dass Berger die Neuordnung des Wiener Buchhandels in Eigenregie vorantrieb, missfiel der RSK im „Altreich“. Sie schaffte es bald ihre Zuständigkeit auch in der „Ostmark“ durchzusetzen: Im Juni 1938 trat das Reichskulturkammergesetz von 1933 in Österreich in Kraft, Karl Berger wurde als kommissarischer Leiter abgesetzt und die RSK war ab Juli auch für den österreichischen Buchhandel zuständig. Zu dem Zeitpunkt waren die Geschäfte zum Teil schon geplündert, gesperrt oder standen unter kommissarischer Leitung, da die Verdrängung der Juden und Jüdinnen aus dem Buchhandel seit dem „Anschluss“ mit Vehemenz betrieben wurde.

Für die Führung einer Buchhandlung war nun nicht mehr der Besitz einer Konzession ausschlaggebend, sondern die Mitgliedschaft bei der RSK. Bei der Meldung bei der RSK mussten die Antragsteller_innen eine Erklärung über ihre „arische Abstammung“ beilegen. Die RSK behielt Karl Bergers Vorgehen, jüdische Buchhandlungen eher zu liquidieren als zu „arisieren“, bei. Bei den „Arisierungen“ hatte die Vermögensverkehrsstelle (VVSt) die Hauptverantwortung. Sie war die staatliche Zentralinstanz für „Arisierungen“ in allen Wirtschaftsbereichen. Die RSK schlug dabei die „Ariseur_innen“ vor, wobei die Mitgliedschaft in der RSK und in der NSDAP entscheidend war.

Quellen:

- Katja Bertz (2009): „Arisierung“ im österreichischen Buchhandel. Auf den Spuren der Buchhandlungen Richard Lányi, Alois Reichmann, Josef Kende, Moritz Perles, M. Breitenstein, Heinrich Saar und Dr. Carl Wilhelm Stern. Diplomarbeit Universität Wien.
- Iris Pawlitschko (1996): Jüdische Buchhandlungen in Wien. „Arisierung“ und Liquidierung in den Jahren 1938-1945. Diplomarbeit Universität Wien.
- Claudia Reitmayr (2004): „Arisierung“ im Wiener Buchdrucks- und Verlagswesen anhand zweier Fallbeispiele: Die Druckerei „Jahoda & Siegel“ und der Verlag „Richard Lányi“. Diplomarbeit Universität Wien.

wurde sie mit Johannes Katzler als neuem Firmeninhaber wieder geöffnet. Katzler ließ sofort wertvolle Bücher und Gemälde in seine Wohnung abtransportieren und behielt sie im Privatbesitz oder verschenkte sie an Staatspolizisten. In der Buchhandlung verbliebene Bestände verkaufte er billig. Johannes Katzler übte von Beginn an Druck auf Richard Lányi aus, demütigte ihn und drohte ihm mit Gestapo und KZ. Richard Lányi hoffte dennoch, einen rechtmäßigen Verkauf seines Betriebs mit Johannes Katzler vereinbaren zu können und verhandelte mit ihm über die Höhe der Ablösesumme.

Nachdem Katzler die Buchhandlung mit seiner „Geschäftsführung“ regelrecht zugrunde gewirtschaftet hatte, verlor er das Interesse am Kauf. Im Oktober 1938 teilte er Lányi mit, dass er das Geschäft doch nicht übernehmen werde. Die ausgehandelte Ablöse war hinfällig und Katzler kaufte lediglich das von ihm selbst dezimierte übrige Warenlager. Lányi war dadurch gezwungen Konkurs anzumelden.

Am Morgen des 10. Novembers 1938 kam Katzler nicht in die Buchhandlung. Von einer Angestellten nach dem Grund seines Fernbleibens gefragt, meinte er: „Wir haben doch heute die jüdischen Tempel anzünden müssen.“ Und: „Alles, was mit Juden zu tun hat, muss weg.“

Aufgrund des laufenden Konkursverfahrens und seiner finanziellen Lage konnte Lányi nicht emigrieren. 1939 schrieb er in einem Brief an einen deutschen Verleger: „Ich könnte mit meiner Familie zu Freunden nach Halcott-Center im Staat New York kommen. Aber ich werde nie herauskommen, denn ich kann die Steuern nicht bezahlen.“ Lányi wurde am 2. Februar 1942 festgenommen und im Polizeigefängnis Wien inhaftiert. Ende Mai 1942 wurde er nach Auschwitz deportiert und ermordet.

1946 stellte Anna Lányi Anträge auf Rückstellung des von Katzler eingezogenen Vermögens. Erst 1955 kam es im Verfahren um die geraubte private Kunstsammlung zu einer Entscheidung. Restituiert wurde, was nach den Verkäufen durch Katzler noch übrig war. Der Verbleib der meisten verkauften Bilder blieb jedoch unklar. Wie das Verfahren um die Buchhandlung ausging, konnte nicht mehr eruiert werden.



Nach der „Arisierung“ der Buchhandlung Lányi „arisierter“ Katzler die Buchhandlung Alois Reichmann in der Wiedner Hauptstraße 18. Die Buch- und Antiquariatshandlung war im Jahre 1896 vom Ehepaar Emilie und Alois Reichmann gegründet worden. Als Alois Reichmann 1936 starb, ging die Firma zu gleichen Teilen an Emilie Reichmann und den gemeinsamen Sohn Felix, der Kunsthistoriker und gelernter Buchhändler war. Nach der

nationalsozialistischen Machtübernahme wurde Felix Reichmann von Karl Günther, einem langjährigen Mitarbeiter, der seit 1937 illegales NSDAP-Mitglied war, denunziert und noch im März 1938 nach Dachau deportiert. Später gelang es ihm, in die USA zu flüchten. Günther zeigte auch den Kollegen Hans Edelmann bei der Gestapo an. Edelmann wurde zunächst in „Schutzhaft“ genommen, schaffte aber schließlich auch die Flucht und ging nach Australien und später nach England.

Im April übernahm Günther die kommissarische Leitung der Buchhandlung. Er ließ unzählige Bücher aus dem Lager wegschaffen und verbot Emilie Reichmann ihre Buchhandlung zu betreten, nachdem es zu Auseinandersetzungen zwischen den beiden über Günthers Vorgehen gekommen war. Emilie Reichmann konnte nach England emigrieren.

In der Konkurrenz um die „Übernahme“ wurde Johannes Katzler als „Ariseur“ bestimmt. Er brachte die Bestände aus Lányis Geschäft in die Buchhandlung Alois Reichmann und machte diese zu seinem neuen Firmensitz.

In weitere Folge „arisierte“ Katzler noch fünf Buchhandlungen. Er übernahm dabei jeweils nur die Warenbestände plus etwaige vorhandene Verlagsrechte und überführte alles in die Wiedner Hauptstraße. Die Geschäftslokale der jüdischen Firmen wurden aufgelassen. Es kann davon ausgegangen werden, dass nicht nur seine politische Gesinnung dafür ausschlaggebend war, dass Katzler in so vielen Fällen als „Ariseur“ bestimmt wurde. Sein Vorgehen, Betriebe zu plündern, schlecht zu führen und schließlich aufzulassen, kam dem Plan der Reichsschrifttumskammer (RSK) entgegen, den Buchhandel in der Ostmark durch Reduzierung der Betriebe „gesunden“ zu lassen.

Nach der Befreiung kehrten Hans Edelmann und die Familie Reichmann nach Wien zurück. Emilie Reichmann stellte 1949 einen Antrag auf Rückstellung der Buchhandlung. Das Ende des Verfahrens erlebte sie nicht mehr, denn sie starb 1950. Einen Teil ihres Anteils an der Firma vermachte sie per Testament Hans Edelmann. Nachdem die Rückstellungsverhandlungen 1952 abgeschlossen waren, teilten sich Felix Reichmann, seine Schwester Lisbeth Danbury und Hans Edelmann den Besitz der Buchhandlung. 20 Jahre später erwarb Hans Edelmann gemeinsam mit seinem Sohn Paul alle Firmenanteile. Paul Edelmann führte das Geschäft unter dem Namen Buchhandlung Alois Reichmann weiter, bis es 2010 in Konkurs ging.

Quellen:

- Katja Bertz (2009): „Arisierung“ im österreichischen Buchhandel. Auf den Spuren der Buchhandlungen Richard Lányi, Alois Reichmann, Josef Kende, Moritz Perles, M. Breitenstein, Heinrich Saar und Dr. Carl Wilhelm Stern. Diplomarbeit Universität Wien.
- Murray G. Hall: Österreichische Verlagsgeschichte 1918-1938. Stichwort: Richard Lanyi. http://verlagsgeschichte.murrayhall.com/index.php?option=com_content&view=article&id=105&Itemid=116 [Zugriff: Okt. 2012]
- Sophie Lillie (2003): Was einmal war. Handbuch der enteigneten Kunstsammlungen Wiens. Wien: Czernin.
- Iris Pawlitschko (1996): Jüdische Buchhandlungen in Wien. „Arisierung“ und Liquidierung in den Jahren 1938-1945. Diplomarbeit Universität Wien.
- Claudia Reitmayr (2004): „Arisierung“ im Wiener Buchdrucks- und Verlagswesen anhand zweier Fallbeispiele: Die Druckerei „Jahoda & Siegel“ und der Verlag „Richard Lányi“. Diplomarbeit Universität Wien.
- Zentrum QWIEN (Hg., 2011): Wieden800. Historische Spaziergänge quer durch den Bezirk. Zum 800. Geburtstag der Wieden. Wien: Eigenverlag.



Weitere Informationen:
<http://rundgang.blogspot.de>

Gedenkrundgang in Wieden & Margareten



- 1 Favoritenstraße 8** - ehemaliges „Neues Theater in der Scala“
- In dem Haus **Mühlgasse 11** befand sich die Wohnung des Buchhändlers Richard Lányi, dessen Geschäft „arisiert“ wurde. Später wurden in dem Haus „Sammelwohnungen“ eingerichtet, von denen aus Juden und Jüdinnen deportiert wurden.
- In der **Rechten Wienzeile 29** lebte der Kabarettist Fritz Grünbaum, der in Dachau ermordet wurde. Am Naschmarkt wurden etwa ein Drittel der Marktstände „arisiert“.
- In einer Kellerwohnung in der **Zeinhofergasse 11** überlebte Familie Ehlers versteckt den NS-Terror.
- Wollten Juden und Jüdinnen auswandern um der nationalsozialistischen Verfolgung zu entgehen, war das Polizeikommissariat in der **Wehrgasse 1** die einzige Stelle, bei der Pässe beantragt werden durften. Im August 1938 übernahm diese Funktion die „Zentralstelle für jüdische Auswanderung“.
- In der **Siebenbrunnengasse 1a** stand bis 1938 die Synagoge des Vereins Beth Aharon. Sie war die einzige Synagoge der Bezirke Wieden und Margareten und wurde während des Novemberpogroms 1938 zerstört.

3 FRITZ GRÜNBAUM (RECHTE WIENZEILE 29)

Die Rechte Wienzeile 29 war Fritz Grünbaums letzte Wohnung, aus der der bekannte Kabarettist deportiert wurde.

Fritz Grünbaum, 1880 in Brünn geboren, studierte in Wien Jus. Gleich nach dem Abschluß des Studiums wurde er Conférencier des neuen Kabarettts Hölle, einem Etablissement im Souterrain des Theaters an der Wien, dem er die nächsten Jahrzehnte verbunden blieb.

Als während eines Grünbaum-Vortrages in der „Hölle“ ein junger österreichischer Offizier eine laute antisemitische Bemerkung machte, brach Grünbaum seinen Vortrag ab, stieg vom Podium und klatschte dem Offizier eine Ohrfeige ins Gesicht. Danach setzte er seine Vorstellung fort. Später forderte der Offizier Fritz Grünbaum zu einem Duell „auf Säbel und Pistolen“ auf, bei welchem Grünbaum verwundet wurde.

1907 gelang Grünbaum der Sprung nach Berlin. 1914 hatte er seinen ersten Auftritt im Simpl, wo er zusammen mit Karl Farkas die sogenannte „Doppelconférence“ zur Hochblüte führte. Grünbaum, ein Wiener Conférencier mit Brünnerisch gefärbter Sprachmelodie, wurde in beiden europäischen Kabarettmetropolen gleichermaßen gefeiert. In Berlin trat er in Filmen auf, schrieb Texte für Schlager und verfasste Drehbücher, in Wien war er in verschiedenen Kabarettts tätig.

1933 wurden seine Texte in Wien politischer. Bei einem seiner letzten Auftritte im Wiener Kabarett scherzte er noch bei einem Stromausfall, als die Lichter ausgingen: „Ich sehe nichts, absolut gar nichts, da muss ich mich in die nationalsozialistische Kultur verirrt haben.“ Am 10. März 1938, dem Tag vor dem Einmarsch der deutschen Truppen nach Österreich spielte er mit Karl Farkas ein letztes Mal im Simplicissimus. Danach erließ die Reichskulturkammer Auftrittsverbote für jüdische Künstler. Fritz Grünbaum versuchte einen Tag später mit seiner Frau Lilly Herzl, der Nichte von Theodor Herzl, in die Tschechoslowakei zu flüchten, wurde jedoch an der Grenze abgewiesen. Noch eine Weile versteckte er sich in Wien, wurde dann aber verraten und am 1. April 1938 mit dem „Prominententransport“ in das Konzentrationslager Dachau deportiert. Später wurde er nach Buchenwald und schließlich wieder nach Dachau gebracht. Er starb – laut Totenschein ist er „an Herzlähmung abgegangen“ – im Konzentrationslager Dachau am 14. Januar 1941, nachdem er zu Silvester noch ein letztes Mal vor seinen Leidensgenossen aufgetreten war und kurz danach eine Selbsttötung versucht hatte.

Tatsächlich starb er entkräftet an der Tuberkulose, zermürbt von den Demütigungen und gebrochen von den Misshandlungen; trotzdem verstummte seine spitze Zunge bis zum Schluss nicht. Als ihm ein KZ-Aufseher ein Stück Seife verweigerte, kommentierte Grünbaum dies mit den Worten: „Wer für Seife kein Geld hat, soll sich kein KZ halten“.

Grünbaum war auch ein namhafter Kunstsammler. Nach der „Arisierung“ seiner Wohnung 1938 wurden die 453 Werke (Dürer, Rembrandt, Degas, Spitzweg, Koschka, 60 Arbeiten von Schiele – unter anderem „Tote Stadt III“, das sich heute im Leopold Museum Wien befindet) sowie seine Bibliothek zwangsverkauft. Verkaufsweg und Verbleib der Grünbaum-Sammlung wurden bis heute noch nicht zur Gänze aufgeklärt und nur teilweise restituiert.

Nach Fritz Grünbaum wurde 1968 eine Gasse im 22. Bezirk, knapp vor der Wiener Stadtgrenze (Süßenbrunn) benannt und 1989 ein Platz im 6. Bezirk.

Wie es dazu kam, schildert der Kabarettist Richard Weihs:

Eine BürgerInneninitiative erreichte, dass auf den Denzelgründen an der Linken Wienzeile ein provisorischer Park eingerichtet wurde. Bei der Namensgebung plädierte die BürgerInneninitiative mit Richard Weihs für Fritz Grünbaum, VP und SP brachten gemeinsam den Antrag ein, den Park nach dem beliebten „Volksschauspieler“ Rudolf Carl zu benennen, der in der Köstlergasse gewohnt hatte. Rudolf Carl wurde als selbstdeklariertes illegales Nazi nach 1945 zwar kurzfristig mit Auftrittsverbot belegt, konnte aber schon bald wieder an seine früheren Erfolge anschließen und starb schließlich allseits geachtet eines natürlichen Todes.

Im Gedenkjahr 1988 startete Richard Weihs eine Unterschriftenaktion für einen „Grünbaum-Park“. Die Aktion war ein voller Erfolg: Innerhalb weniger Wochen unterschrieben nicht nur hunderte MariahilferInnen, sondern auch dutzende prominente Kulturschaffende und viele Opfer des Nationalsozialismus, unter ihnen auch Bruno Kreisky, der mit Fritz Grünbaum im Gestapo-Notgefängnis Karajangasse den Strohsack geteilt hatte.

Die bezirksinternen parteipolitischen Querelen gingen weiter und der Park wurde eröffnet – namenlos. Dann nahm sich der Wiener Bürgermeister Helmut Zilk der Sache an. Zu jener Zeit war Henry A. Grunwald amerikanischer Botschafter in Wien, Sohn des von den Nazis vertriebenen jüdischen Operetten-Librettisten Alfred Grünwald. Der findige Zilk ignorierte die erbitterten Proteste der Fritz Grünbaum-Anhänger, ließ die Wienzeile festlich beflaggen und taufte die Grünanlage im Beisein des amerikanischen Botschafters feierlich „Alfred Grünwald-Park“.

Da die Vorgangsweise bei dieser Parkbenennung gerade im „Bedenkjahr“ 1988 international nicht gut ankam (sogar in der „Frankfurter Allgemeinen Zeitung“ war ein bissiger Artikel über die bizarre Angelegenheit erschienen), beschloss die Mariahilfer Bezirksvertretung einmütig, den Platz vor dem Apollo-Kino „Fritz Grünbaum-Platz“ zu nennen. Dieser „Platz“ bestand damals allerdings nur aus einer Verkehrsinsel, auf der sich eine armselige Betonschale mit unansehnlichen Gewächsen sowie ein Lichtmast befanden. An diesem Lichtmasten wurden nun im Winkel von neunzig Grad zwei Straßenschilder mit dem neuen Namen angebracht. Die Mickrigkeit dieser Installation fiel auch der Bezirks-SPÖ unangenehm auf – und nun trägt der Flakturm im Esterhazy-Park auf Beschluss des Bezirksparlaments die Nummer „Fritz Grünbaum Platz 1“.

Quellen:

- de.wikipedia.org/wiki/Fritz_Grünbaum
- <http://members.aon.at/richard.weihs/Mariahilf1.htm>

NASCHMARKT

Auch die Wiener Märkte waren Schauplätze antisemitischer Verfolgung und sogenannter „Arisierungen“. Die Stände am Naschmarkt, Wiens bekanntestem Markt, waren dabei besonders begehrt. Als zentrale Institution betätigte sich das Wiener Marktamt, das seine ganze Machtfülle gegen jüdische Standbesitzer_innen und Marktfahrer_innen ausspielte.

Doch schon bevor der institutionalisierte Raubzug begann – d.h. unmittelbar vor und nach dem sogenannten „Anschluss“ – begannen „arische“ Betreiber_innen sich die Stände und Warenlager ihrer jüdischen Kolleg_innen anzueignen. Oft wurden sie dabei von SA, SS, Polizei und Gestapo unterstützt. Eine Beschreibung davon – in der nüchternen Sprache einer nach 1945 verfassten Klagsschrift – geben Gustav und Else Quetsch, die bis 1938 einen Großhandel auf dem Naschmarkt betrieben:

„Wir haben als offene Gesellschafter der Moritz Feldscharek OHG Gemischtwarenhandel im Grossen und Großhandel mit Landesprodukten in Wien 4., Naschmarkt Stand 849-866, bis zur ns. Machtergreifung im Jahr 1938 unser Gewerbe betrieben. Unmittelbar nach dem Umbruch wurde ich Erstantragsteller [Gustav Quetsch] verhaftet und wir beide aus unserem Geschäft gewaltsam vertrieben. Die Erstantragsgegnerin /Aloisia Schwarzbach/ forderte damals die Schlüssel zum Geschäft ab und weigerte sich auf unsere Frage nach einer angemessenen Entschädigung eine solche zu leisten. Sie setzte sodann am angegebenen Standort unser Unternehmen in der gleichen Branche fort.“ (zit. nach Keller 2004, 18)

Wie Gustav Quetsch wurden noch mindestens sieben weitere jüdische Standinhaber unmittelbar nach dem „Anschluss“ verhaftet – auch hier ging es wohl meist darum, den Raub von Gütern und Vermögen zu erleichtern.

Es ist bekannt, dass dieser besondere Eifer der Wiener Antisemit_innen auch den NS-Behörden, die an einer „geordneten“ Ausplünderung interessiert waren, in die Quere kam. Deshalb übernahm sehr rasch das Marktamt die wesentliche Rolle für die „Arisierungen“. Dabei wurde nach dem immer gleichen Muster vorgegangen: In einer grotesken Täter_innen-Opfer-Umkehr argumentierte die Behörde, dass angesichts der politischen Situation, die Anwesenheit jüdischer Verkäufer_innen die öffentliche Ruhe und Ordnung gefährden würde – es wurden also die Opfer antisemitischer Ausschreitungen für diese verantwortlich gemacht.

Zunächst wurde vom nationalsozialistischen Bürgermeister Hermann Neubacher am 23. März 1938 eine Anordnung zur „Ausschaltung der jüdischen Marktfahrer“ erlassen. 116 von insgesamt 272 Wiener Marktfahrer_innen wurde damit die Zulassung – und ihre Lebensgrundlage – entzogen. Hier wird auch deutlich mit welchem Eifer die Verfolgungsbehörden arbeiteten, konnte das Marktamt doch schon zwei



Tage nach Herausgabe des Erlasses die erfolgte „Ausschaltung der jüdischen Marktfahrer“ melden.

Im Hinblick auf die fixen Marktstände kam die rechtliche Situation den nationalsozialistischen Plänen entgegen. Grundsätzlich wurden alle Stände den Betreiber_innen nur als Prekarium überlassen, d.h. in Form eines jederzeit kündbaren Vertrags, der keinen Mieterschutz und keine Bestandsgarantie begründen konnte. Was bis dahin völlig unüblich war – der willkürliche „Widerruf der Standbewilligung“ – wurde nun im großen Stil praktiziert. Schon am 24. März legte die zuständige Magistratsbehörde (MA 42) Pläne zur Koordination aller beteiligten Dienststellen für den großen Raubzug vor. Das Marktamt hatte zu diesem Zeitpunkt bereits eine Liste mit 253 jüdischen Gewerbetreibenden in seinem Einflussbereich erstellt, denen nun mit der Begründung, sie würden die öffentliche Ruhe und Ordnung bedrohen, die Stände entzogen wurden. Als der Plan Ende April 1938 vom Bürgermeister genehmigt wurde, waren die Entziehungen in der Großmarkthalle und am Naschmarkt bereits weitgehend durchgeführt – alleine auf diesen beiden Märkten waren 137 Stände betroffen. Auf dem Naschmarkt wurden insgesamt 132 Stände „arisiert“, d.h. etwa ein Drittel des gesamten Marktes. Nicht-jüdische Händler_innen, die meinten bei den „wildem Arisierungen“ zu kurz gekommen zu sein, bombardierten in den folgenden Wochen und Monaten die zuständigen Stellen mit Bittschreiben um die Zuweisung ehemals jüdischer Stände und mit Aufforderungen, noch entschiedener und schneller gegen die jüdischen Geschäftsleute vorzugehen. Im April 1938 versuchten viele der Beraubten noch auf dem Behördenweg Einspruch gegen die Entziehung ihrer Stände, die nur mit minimalen Ablösesummen abgegolten wurden, einzulegen. Binnen Wochenfrist wurden diese Eingaben negativ beschieden. Bereits



Mitte Mai 1938 waren die Entziehungen auf allen Wiener Märkten mit Ausnahme des Yppenmarktes abgeschlossen – ausstehende Wasser- und Standgebühren ehemaliger jüdischer Geschäftsleute ließ das Marktamt freilich noch im Herbst und Winter 1938/1939 eintreiben.

Behördliche Schikanen trafen Juden und Jüdinnen nicht nur als Geschäftsinhaber_innen, sondern auch als Käufer_innen. Unter anderem wurde das Schächten auf den Märkten unterbunden, die entsprechenden Stellen wurden geschlossen, schließlich der Verkauf von Lebendgeflügel ganz untersagt. Juden und Jüdinnen durften nicht mehr auf Großmärkten einkaufen und bestimmte Lebensmittel – etwa Vollmilch – gar nicht mehr erwerben. Ab September 1939 wurden sogenannte „Juden-Einkaufzeiten“ erlassen und ab Dezember 1940 durfte nur noch im Überfluss vorhandenes Gemüse, meist Wurzelgemüse, gekauft werden. Die 1942 noch in

Wien überlebenden Juden und Jüdinnen durften schließlich keine Zigaretten, keine Eier, kein Fleisch und keine Weißmehlprodukte mehr einkaufen. Selbst wer noch über Geld verfügte, konnte sich so kaum ernähren.

Im Hinblick auf die „Arisierung“ der Marktstände ist die Nachkriegsgeschichte besonders perfide. Es ist bekannt, dass in Österreich die Rückstellung geraubter Vermögen von Staats wegen „in die Länge gezogen“ und so weit wie möglich hintertrieben wurde. Im Fall der geraubten Stände, ging man allerdings noch einen Schritt weiter: Da die „Entziehung“ der Stände durch das Marktamt erfolgte, argumentierten die Behörden, dass gar keine „Arisierungen“ stattgefunden hätten. Das Vorgehen des Amtes sei rechtlich gedeckt gewesen, da ja die Prekarien jederzeit hätten widerrufen werden dürfen, und die „arischen“ Nachbesitzer_innen hätten auf ganz korrektem Weg ihre Zuweisung erhalten. Es sei ja bloß der Stand, nicht aber der ganze Betrieb übernommen worden. So hieß es etwa in einem Bescheid:

„Dem Toch Bernhard wurde im Jahr 1938 der Marktstand 348, 349, 350a aus rassischen Gründen entzogen. Der Abverkauf seiner Waren wurde ihm gestattet und erst im Jahr 1939[3. März 1939] wurde der leere Stand dem Seidl Johann zugewiesen. Nach hä. Ansicht handelt es sich im gegenständlichen Fall nicht um Arisierung.“ (zit. nach Keller 2004, 123)

Anträge von Restitutionswerber_innen, die sich nicht in Österreich aufhielten, wurden schlicht gar nicht behandelt, für andere wurden bestenfalls „Gnadenlösungen“ angeboten – gerade am Naschmarkt, der nach dem Krieg durch Umbau vergrößert worden war, konnten dann eventuell Ersatzstände bezogen werden.

Waren die Entziehungen im Jahr 1938 mit größter Geschwindigkeit und Effizienz erledigt worden, hatte man es 1945 nicht eilig. Nicht nur die Restitution wurde verschleppt, auch die noch am 27. April angeordneten Entziehungsverfahren gegen NSDAP-Mitglieder, Parteianwärter_innen und Mitglieder von Wehrverbänden kamen nicht in Schwung. Die wenigen Entziehungsbescheide, die tatsächlich ausgestellt wurden, argumentierten übrigens ebenfalls mit der Bedrohung der „öffentlichen Ordnung“ und stellten die organisierten Nazis damit auf eine Ebene mit den jüdischen Opfern. Rechtskraft erlangte kaum einer der Bescheide: die „schwerbelasteten“ Nationalsozialist_innen waren großteils Richtung Westen geflohen, andere überschrieben den Stand rasch auf weniger exponierte Familienmitglieder. Viele Verfahren wurden schlicht verschleppt und schließlich eingestellt.

Heute ist der Naschmarkt vor allem ein Magnet für Tourist_innen, an die nationalsozialistische Geschichte und den antisemitischen Raubzug der hier stattfand, wird nicht erinnert. Eine an einem Bioladen angebrachte Tafel zur Geschichte des Marktes spart den gesamten Zeitraum einfach aus.

Quellen:

- Keller, Fritz (2004). Das Wiener Marktamt 1938-1945. Veröffentlichungen der Österreichischen Historikerkommission. Oldenburg Verlag
- Walzer, Tina/Templ, Stephan (2001). Unser Wien. „Arisierung“ auf österreichisch. Aufbau-Verlag

OTTO WAGNER-HÄUSER (LINKE WIENZEILE 38 UND 40)

Zu den touristischen Highlights der Naschmarkt-Gegend gehören die beiden von Otto Wagner errichteten Häuser an den Standorten Linke Wienzeile 38 und 40. Alle beide wurden Ende des 19. Jahrhunderts (1898) erbaut und gelten als wichtige Beispiele der Wiener Jugendstilarchitektur – sie sollten Teil eines Prachtboulevards zwischen Karlsplatz und Schönbrunn werden, der freilich nie verwirklicht wurde.

Besonders prägnant ist das „Majolikahaus“ in der Linken Wienzeile 40, dessen Fassade zur Gänze mit bunten Fliesen verkleidet ist. Ab 1917 war es im Besitz von Wilhelm Frankl, der 1938 entmündigt wurde. Die genaue Geschichte dieser Entmündigung scheint nicht mehr nachvollziehbar – nach den von Tina Walzer aufgearbeiteten Dokumenten, erfreute er sich am 27. April 1938 dem Stichtag der „Vermögensanmeldung“ noch bester Gesundheit, im Juni wurde er auf Antrag seiner Frau entmündigt. Was Johanna Frankl dazu gebracht hat – oder wahrscheinlich richtiger: wie sie dazu gebracht wurde – diesen Antrag zu stellen, ist nicht bekannt. Die Vermutung, dass es den nationalsozialistischen Behörden vor allem darum ging die „Arisierung“ des Besitzes zu vereinfachen, liegt jedenfalls nahe. Mit der Entmündigung wurde Wilhelm Frankl ein sogenannter „Kurator“ zur Seite gestellt, der auch gleich die Liquidation des Besitzes übernahm, zu dem neben dem Majolikahaus auch ein Gebäude am Parkring im ersten Bezirk sowie eine Reihe weiterer Immobilien gehörten. Das Haus in der Linken Wienzeile 40 wurde im Zuge dessen von Ferdinand und Hermine Wöber, die eine Großschlachtereie betrieben, „arisiert“. Das Ehepaar Frankl wurde mit einem seiner Kinder nach Theresienstadt deportiert, überlebte dort den Nationalsozialismus und kehrte nach Wien zurück. Der Versuch mittels Prozess das Haus zurückzubekommen scheiterte jedoch im Nachkriegsösterreich: das von 1947 bis 1950 laufende Verfahren endete ohne Rückstellung, nicht einmal ein Vergleich konnte erreicht werden. Nach dem Tod der Wöbers wurde das Gebäude 1958 durch einen Schenkungsvertrag der katholischen Kirche überlassen. Diese wiederum verkaufte es an die Creditanstalt.

Der zweite, gleich neben dem Majolikahaus angesiedelte, Wagner-Bau (Linke Wienzeile 38/Köstlergasse 1) stand seit 1914 im Eigentum der Familie Kohn. Kornelia Kohn wurde das Haus 1938 im Zuge einer „Arisierung“ durch das Deutsche Reich geraubt, das Ehepaar Kohn konnte ins südamerikanische Exil flüchten. Nach ihrer Rückkehr

Quellen:

- Walzer, Tina/Templ, Stephan (2001). Unser Wien. „Arisierung“ auf österreichisch. Aufbau-Verlag
- http://de.wikipedia.org/wiki/Wienzeilenh%C3%A4user_von_Otto_Wagner
- Bezirksmuseum Mariahilf: Arisierung (und „Restitution“) in Mariahilf: http://www.bezirksmuseum.at/default/fileadmin/user_upload/Bezirke/Bezirk-06/Arisierung_-_Text.pdf



nach Wien im Jahr 1947 gelang es den Kohns im Weg eines Vergleichs die Rückstellung des Gebäudes durchzusetzen. Es befindet sich bis heute im Familienbesitz.

Die Otto Wagner-Bauten sind selbstverständlich bei weitem nicht die einzigen Gebäude entlang der Wienzeile, die „arisiert“ wurden. Dasselbe geschah etwa auch mit den Häusern Linke Wienzeile 34 und 36 sowie mit einer Vielzahl von Gewerbebetrieben – beispielsweise mit der „Apotheke am Naschmarkt“ in der Linken Wienzeile 20 oder dem „Wienzeilenkino“ in der Linken Wienzeile 4.

4 HEINRICH & ERICH EHLERS (ZEINLHOFERGASSE 11)

Zeitzeug_innenbericht von Heinrich und Erich Ehlers, geboren 1939 und 1940:

Heinrich: Die Eltern meiner Mutter stammten aus den Gebieten der Monarchie, die dann polnisch wurden. Sie haben aber in Österreich gelebt. Meine Mutter wurde bereits in Niederösterreich geboren, galt aber als staatenlos, dadurch gab es während der Nazizeit gewisse Probleme. Mein Vater, der aus dem Arbeitermilieu stamm-

te, war eigentlich „Halbjuden“, trotz des christlichen Vaters hatte er jüdische Erziehung, weil sein Vater selbst zum jüdischen Glauben übertreten wollte und sehr jüdisch eingestellt war.

Erich: Nach dem Anschluß hat der Vater in seiner Werkstatt Kurse für jüdische Auswanderungswillige gemacht. Eines schönen Tages ist die Gestapo in die Werkstatt gekommen, hat sie zerstört. Kursteilnehmer wurden verprügelt, ein Großteil mitgenommen und verhaftet, darunter auch mein Vater. Zunächst brachte man ihn auf den Morzinplatz, von dort sollte er in ein KZ abtransportiert werden. Mein Vater konnte durch die Hilfe eines Schulfreundes entkommen, sah aber, daß er wohl keine Chance hätte, den Nazis auf Dauer zu entkommen. So hat er die Familie genommen – das heißt: seine Mutter, seine Frau -, meine Mutter war damals mit meinem Bruder, der 1939 geboren wurde, schwanger. Sie sind in den fünften Wiener Gemeindebezirk, in die Zeindlhofergasse 11. Eine Bekannte hatte ihm gesagt, daß es im Haus eine Art Kellerwohnung gibt, und er solle sich dort einmal die erste Zeit verstecken. Keiner hat doch damals gewußt wie lange es dauert, keiner hat eine Ahnung gehabt, wie die Geschichte überhaupt weitergeht.

Heinrich: Meistens haben wir in Wäschekörben gespielt, damit wir gar nicht dazukommen zuviel herumzurrennen. Für mich war sicher am prägnantesten, daß wir nie laut reden durften, kaum weinen. Beim Spielen waren wir immer im hintersten Eck, außerdem standen die Eltern immer in Bereitschaft. Wenn irgendetwas passiert ist oder wir zu streiten anfangen – bei kleinen Kindern kann das natürlich jederzeit und ohne besonderen Grund sein – oder wenn einer zu heulen begann und ein Mordswirbel daraus werden konnte, da sind die Eltern schon dagewesen und haben uns den Mund zugehalten. (...) Meine Mutter, die keine Jüdin war, hatte eine große Familie, die auf dem Land lebte, in der Gegend von Tulln. Einige Verwandte hatten Landwirtschaft und daher auch Lebensmittel. Sehr selten ist mein Vater zu Fuß rausgegangen, das sind zirka fünfunddreißig bis vierzig Kilometer, mit einem Rucksack oder mit einem Schubkarren, hat sich Essen aufgeladen und ist den ganzen Weg wieder zurück. Dabei hat er sich wie ein „Nazi“ angezogen: Schnürsamthose, braunes Hemd, weiße Stutzen, hohe Schuhe. Das war schon gegen Kriegsende und natürlich jedesmal ein großes Abenteuer, man hat nicht gewußt, kommt er zurück, kommt er nicht zurück, erwischt man ihn, erwischt man ihn nicht, also das war eine gefährliche Sache. (...) Von Erzählungen meines Vaters weiß ich, daß meine Mutter zweimal das Gas aufgedreht hat. Mein Vater war weg, zwei, drei Tage ist er nicht zurückgekommen. Er hat sich unterwegs oft verstecken müssen, und sie hat schon geglaubt, man hat ihn verhaftet, er kommt nicht mehr zurück, so hat sie das Gas aufgedreht. Einmal sind wir durch Hausparteien gerettet worden, einmal durch den Vater selbst, der im letzten Augenblick bei der Tür hereingekommen ist und Gas gerochen hat. (...) Er hat diese Zeit am schlechtesten überwunden, hat auch den Glauben an die Menschheit verloren. Meine Mutter war eine sehr starke, sehr resolute Frau, die sich in jeder Lebenslage zu helfen gewußt hat. Die war eigentlich die größte Heldin, sie war wirklich eine Heldin, denn sie hat wahnsinnig viel geleistet:

sie hat drei Kinder geboren. Man kann sich natürlich fragen, ob es notwendig ist, in so einer Situation Kinder zu gebären, aber das kam eben so. Nicht nur, daß sie drei Kinder geboren hat – in so einer Situation ist ja alles ungleich schwieriger – waschen, kochen, mit nichts. Irgendwie hat sie es aber geschafft. (...) Ich bin überzeugt, daß es Reibereien und Spannungen gegeben hat, denn unsere Großmutter war kein einsichtiger, kein sehr verträglicher Mensch. Sie war eine sehr fromme Jüdin, eine alte Frau, und sie hat auf ihrem Recht bestanden, es war sicher für meine Mutter eine fürchterliche Zeit – auch aus diesem Grund. Die Großmutter hat nicht akzeptiert, nicht verstanden, warum sie im Keller sein mußte. Sie war der Ansicht: „Was soll man uns tun? Wir sind Österreicher. Haben wir jemandem Schlechtes getan? Wir sind Juden, wir haben gearbeitet, Steuern gezahlt, warum soll man uns ins Arbeitslager schicken?“ Mit dieser Ansicht ist die ganze Familie ins Gas gegangen. (...) Mein Vater hat noch Kontakt zur Außenwelt gehabt. Abgesehen von seinen Ausflügen nach Tulln ist er auch hin und wieder in der Nacht raus, er hatte auch den meisten Kontakt zu den Hausparteien. So hat er gewußt, daß es KZs gibt, hat gewußt, daß wir in Todesgefahr sind. Trotz der Isolierung hat er ziemlich viel gewußt, und er hat auch eine Art Tagebuch darüber geschrieben. Nur hat es meine Mutter aus Angst verbrannt.

Erich: In der letzten Phase des Krieges, wo in Wien schon gekämpft wurde, mußten wir aus dem Keller raus, denn die Häuser links und rechts waren von Bomben getroffen und zerstört worden. (...) wir konnten schließlich schon länger aus dem Haus gehen, von den Russen haben wir Lebensmittel bekommen, und dann haben wir eigentlich erstmals gesehen, wie Wien aussieht. Für uns Kinder war Wien so, wie es damals war: total zerbombt, Straßen aufgerissen, Tote in den Straßen, Tote in den bombardierten Häusern, das war für uns die Umwelt, die wir gekannt haben, wir haben nichts anderes gekannt. Vorher waren wir im Keller, als wir endlich rauskonnten, haben wir das zerbombte Wien gesehen. (...) Alle Hausparteien haben gewußt, daß unten Juden versteckt sind. Wenn man bedenkt, welche Strafen zu der Zeit für das Verstecken von Juden vorgesehen waren – es war mit einer Exekution gleichzusetzen. Die Leute haben fünf, sechs Jahre lang dichtgehalten, das ist nicht unwesentlich. (...) In der damaligen Zeit hat es sehr viele Denunzianten gegeben, das stimmt, aber hier war der Fall eines ganzen Hauses, wo es nicht dazu gekommen ist.

Mit Kriegsende hört für die Familie Ehlers zwar das Leben im Untergrund auf, aber neue Probleme treten auf. Wie in zahlreichen anderen Fällen erklärten sich die österreichischen Behörden lange außerstande, den Betroffenen die ihnen zustehende Hilfe zu gewähren. Noch viele Jahre später litten und leiden die unter menschenunwürdigen Bedingungen Lebenden unter physischen und psychischen Problemen, das Behördenverfahren zur Anerkennung als „U-Boote“ dauert für die drei Kinder – Heinrich, Erich, Hermine – bis in die achtziger Jahre. Während Heinrich und Erich nach einigen Jahren Aufenthalt in Israel wieder nach Wien zurückkehren, lebt Hermine mit ihrer Familie in Israel.

5 POLIZEIKOMMISSARIAT MARGARETEN (WEHRGASSE 1)



Auch wenn der auf Vernichtung sinnende Antisemitismus von vornherein zentraler, tragender Teil der nationalsozialistischen Ideologie war, entwickelte sich die konkrete Politik der Verfolgung als ein sich immer weiter verschärfender Prozess – von der Vertreibung und Ausplünderung zur Deportation und Vernichtung. Bis zum Herbst 1939, also bis zum Beginn des Zweiten Weltkriegs, stand die Vertreibung der Juden und Jüdinnen im Zentrum. Sie sollten durch Übergriffe und Gewalt, durch die Zerstörung aller Lebensgrundlagen und die immer repressiveren Bestimmungen zum Verlassen des Landes gezwungen werden. Ihr gesamter Besitz – wie groß oder gering auch immer – sollte hingegen dem nationalsozialistischen Staat, der NSDAP und ihren Parteigenoss_innen bzw. den „privaten“ Antisemit_innen zufallen. „Der Jud’ muß weg, sein Gerstl bleibt da“ – so brachte der „Völkische Beobachter“ am 14. April 1938 diese Politik zynisch auf den Punkt.

Während die sogenannte „Zentralstelle für jüdische Auswanderung“ in der Prinz-Eugen-Straße im 4. Bezirk (dazu unten mehr) als Ort der Demütigung, der Ausplünderung und Vertreibung der jüdischen Bevölkerung bekannt ist, erinnert kaum etwas an das ehemalige Polizeikommissariat in der Wehrgasse 1, das bis August 1938 dieselbe Funktion erfüllte. Verzweifelte Menschen standen hier in großer Zahl tage-

lang an, um Pässe bzw. Ausreisebewilligungen zu erlangen und damit die erste Hürde für die Flucht aus dem nationalsozialistischen Machtbereich zu nehmen. Sie waren dabei schutzlos den Schikanen der SA, der HJ und der „ganz normalen“ Wiener Antisemit_innen ausgeliefert. Dabei kam es nicht „nur“ zu gewalttätigen Übergriffen und Demütigungen, auch willkürliche Verhaftungen waren an der Tagesordnung. Wie die Ausplünderungsmaschinerie auch schon vor ihrer staatlichen Institutionalisierung auf Hochtouren lief und wie sich Beamte an der Verzweiflung bereicherten, wird im folgenden Ausschnitt aus einem Zeitzeug_innen-Interview deutlich.

Zur Person: Ernst Csillag lebte mit seiner Familie im 13. Bezirk. Am 12. März 1938 wurde er 10 Jahre alt. An seinem Geburtstag, also unmittelbar nach dem sogenannten „Anschluss“, wird der Junge Zeuge der antisemitischen Gewalt, die sich gegen jüdische Geschäftsleute richtete. Auch für die Familie Csillag selbst wird die Situation rasch unerträglich: Sein Vater verliert seine Stelle bei einer Versicherungsgesellschaft, so dass die Familie von ihren bescheidenen Ersparnissen und den – wie es Ernst Csillag ausdrückt – „milden Gaben“ US-amerikanischer Verwandter leben muss. Im Mai 1938 wird Ernst gezwungen die Schule zu verlassen – für die Familie ist klar, dass sie das Land so rasch wie möglich verlassen muss.

Viele Jahre später erinnert sich Ernst Csillag:

„Wenn man auswandern wollte, brauchte man einen Paß. Es hat aber in Wien /vor der Errichtung der „Zentralstelle für jüdische Auswanderung“/ nur eine Stelle gegeben, wo Juden Pässe bekommen haben, und zwar am berühmtesten Polizeikommissariat im 5. Bezirk in der Wehrgasse. Dorthin sind die Leute schon vor Mitternacht mit Sesseln und Stockerln hingekommen, und bei Tagesbeginn sind dort schon Schlangen gestanden, die reichten um den Häuserblock. Die Abfertigung ist äußerst schleppend vonstatten gegangen, und rings um diesen Häuserblock sind teils uniformierte SA-Leute, teils nichtuniformierte Burschen wie die Geier herumgelungert und haben zum Beispiel wahllos Leute aus der Menge rausgegriffen und mißhandelt. Ich bin selber dort mit meinem Vater einige Male gestanden, man ist stundenlang auf demselben Pflasterstein gestanden und hat gesehen, wie wenige Meter entfernt Leute grundlos verprügelt worden sind. Etliche Leute sind rausgegriffen worden und sind nicht mehr zurückgekommen, nicht einmal als Verprügelte. Eines Tages ist ein SA-Mann direkt auf meinen Vater zugekommen, hat ihn grob am Arm gepackt und in ein nahes Haustor gezerrt. Mein Vater hat schon das Ärgste befürchtet. Auf einmal sagt der SA-Mann im Haustor: „Herr Csillag, san S’ doch net blöd und stelln S’ Ihna doch do net an, da is jo g’fährlich, und zu Ihrem Paß kommen Sie nie. Erinnern Sie sich nicht mehr an mich?“ Der SA-Mann war ein ehemaliger Versicherungskunde meines Vaters. Der Mann war aber nicht ganz selbstlos in seinem Bestreben, meinem Vater zu helfen, denn er hat gesagt: „Wenn Sie mir soundso viel Reichsmark am Abend hierher bringen und mit Ihrer ganzen Familie kommen, dann verschaff’ ich Ihnen einen Reisepaß.“ Am Abend sind dort etliche Juden gestanden, mit ihren Familien und haben vor Angst gezittert. Jeder hat sein Geld bei

sich gehabt, größere Summen. Dann ist unser Bekannter aufgetaucht mit einigen anderen Kollegen, aber in Zivil, nicht in Uniform, und hat uns in ein Haustor hineingeführt, und über Kellertreppen und durch Lichthöfe sind wir von hinten ins Magistratsgebäude hineingeführt worden. Dort haben einige Beamte in Zivil bei heruntergelassenen Jalousien gleichsam amtiert. Der Ton war unheimlich höflich, meine Mutter ist mit „Gnädige Frau“ angesprochen worden. Der Betrag, den wir gezahlt haben, war hoch, aber davon haben ja etliche Leute was abbekommen, die Beamten dort auch.

Nach langen Bemühungen gelang es der Familie Csillag schließlich ein befristetes Transitvisum für Ungarn zu erhalten. Noch im September 1938 flüchtete die Familie erst nach Budapest, dann weiter nach Riga. Nach dem Einmarsch der Sowjetunion im Juni 1940 wurden die Csillags erst in einem Lager in Nowosibirsk, dann in Kasachstan interniert. Ernst Csillag kehrte schließlich Ende März 1947 nach Wien zurück.

Quelle:

• DÖW (Hg.) (1992): Berichte von Verfolgten. Jüdische Schicksale. Erzählte Geschichte. Wien. 104-106

„ZENTRALSTELLE FÜR JÜDISCHE AUSWANDERUNG“ (PRINZ-EUGEN-STRASSE 20-22)

Wo heute in einem vor einigen Jahren renovierten 50er-Jahre-Bau die Wiener Arbeiterkammer untergebracht ist, befand sich eines der Palais der Familie Rothschild, die in der unmittelbaren Umgebung über mehrere Grundstücke und Gebäude verfügte. Im Zuge der nationalsozialistischen Machtübernahme wurde der gesamte Besitz der Familie sofort enteignet und durch nationalsozialistische Stellen beschlagnahmt. In einer der Rothschild-Besitzungen in der Theresianumgasse residierte ab 1938 die Gestapo bzw. der Sicherheitsdienst (SD). Die zentrale Instanz der Vertreibung und Vernichtung der österreichischen Juden und Jüdinnen siedelte sich jedoch im ehemaligen Palais Rothschild in der Prinz-Eugen-Straße 20-22 an: Hier errichtete Adolf Eichmann im August 1938 die „Zentralstelle für jüdische Auswanderung“.

Die Ausplünderung der Wiener Rothschilds

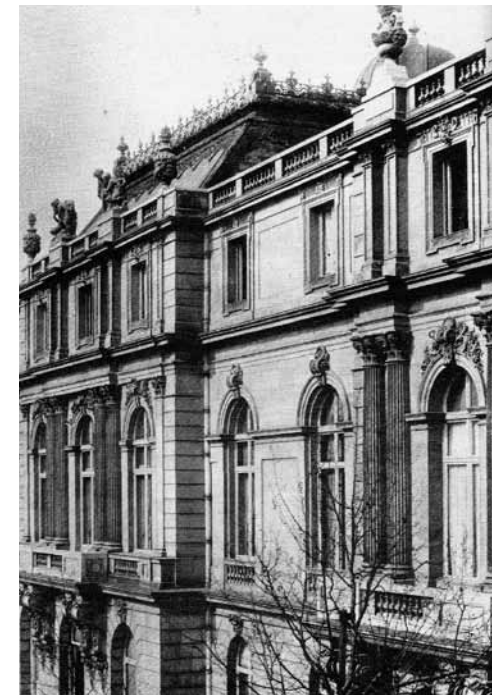
Die Geschichte der Familie Rothschild ist – trotz ihrer Stellung als reiche Bankiersfamilie – auch eine Geschichte des Wiener Antisemitismus. Zwar wurde Salomon Mayer Rothschild (1774-1855) am Beginn des 19. Jahrhunderts von Metternich

nach Wien geholt um die Habsburger mit Krediten zu unterstützen – doch die Restriktionen, die alle sogenannten „fremden“ Juden und Jüdinnen trafen, galten auch für ihn: die Rothschilds durften in Wien keinen Grund und Boden erwerben. Obwohl ab 1818 ständig in Wien ansässig, erhielt Salomon Rothschild erst 1842 als erster Jude das Bürgerrecht in der Stadt und erst seine Enkel schrieben sich mit ihren Palaisbauten in den 1870er bis 1890er Jahren in das Stadtbild ein. Anfang der 1870er Jahre wurde auch das Rothschild-Spital errichtet – eine Stiftung der Rothschilds zu Gunsten der Israelitischen Kultusgemeinde und während der NS-Herrschaft das einzige Wiener Spital, das jüdischen Patient_innen betreute.

Die Architektur des von Albert Rothschild (1844-1911) beauftragten Palais-Baus in der Prinz-Eugen-Straße 20-22 – eine nach hinten versetzte Fassade, die gegen die Straße mit einem hohen Gitterzaun gesichert war – lässt sich dabei auch als Sicherheitsmaßnahme interpretieren, hatten doch 1848 die „revolutionären“ Wiener_innen das Haus der jüdischen Bankiers regelrecht belagert.

Zum Zeitpunkt des sogenannten „Anschlusses“ befand sich nur Louis Rothschild, der damals die Bankgeschäfte führte, auf österreichischem Territorium – er wurde noch am 13. März auf dem Aspanger Flugfeld verhaftet. Bereits am Tag darauf ließ die Gestapo beide Palais versiegeln um sicherzustellen, dass der beschlagnahmte Besitz – besonders die wertvolle Kunstsammlung – in das Eigentum des nationalsozialistischen Staates überginge. Die Familie wurde erpresst: Erst nach mehr als einem Jahr konnte Louis Rothschild im Austausch gegen den gesamten Familienbesitz in Österreich aus der Gestapo-Gefangenschaft befreit werden und das Land verlassen. In der antisemitischen NS-Propaganda wurde die Familie Rothschild als Prototyp des „internationalen Finanzjudentums“ dargestellt – während die Wiener Familie in Wirklichkeit durch den nationalsozialistischen Raubzug ihr gesamtes Vermögen verloren hatte.

Nach 1945 wurden die durch Bombentreffer beschädigten ehemaligen Rothschild-Palais erst von der Roten Armee genutzt und von der Wiener Bevölkerung geplündert, dann (1950 bzw. 1947) an Louis und Clarice Rothschild – die Frau seines Bruders Alphonse – rückgestellt. Nach Angaben von Clarice Rothschild nahm die Hausverwaltung die Plünderungen billigend in Kauf, weil bereits bekannt war, dass die Gebäude den Roth-



schilden zurückgegeben würden. Die Steine der zerstörten Gebäude wurden u.a. auch im Wiederaufbau des Stephansdoms verwendet. Weder Clarice noch Louis verfügten über die Mittel für eine Renovierung oder einen Neubau. Louis Rothschild überließ seinen Besitz schließlich dem österreichischen Staat mit der Auflage alle ehemaligen Rothschild-Angestellten durch einen Pensionsfonds ebenso gut abzusichern wie ehemalige Staatsbedienstete. In den 1950er Jahren wurden die beiden Grundstücke in der Theresianumgasse und der Prinz-Eugen-Straße von der Arbeiterkammer erworben, die die Ruinen abreißen und Neubauten errichten ließ.

1938 hatten die „Ariseure“ im Dienst des Nationalsozialismus es insbesondere auf die Rothschildischen Kunstsammlungen abgesehen gehabt, die nicht zuletzt das geplante „Führermuseum“ in Linz bereichern sollten. Die Rückstellung der geraubten Kunstwerke wurde nach 1945 durch den österreichischen Staat mit allen Mitteln hintertrieben. Erst 1999 wurde die Sammlung Alphonse Rothschild restituiert und im Zuge dessen auch einige Objekte an die Erben nach Louis Rothschild rückgestellt. Bettina Looram-Rothschild, die Tochter von Alphonse und Clarice erinnert sich:

„Meiner Familie gelang 1938 die Flucht – über die Schweiz, Frankreich und England nach Amerika. Onkel Louis wurde in Wien gefangen genommen, monatelang eingesperrt und nur gegen Lösegeld – das gesamte Vermögen – freigelassen. Die Nazis beschlagnahmten die Familiengüter, die Besitzungen und Kunstgegenstände.

Nach dem Zweiten Weltkrieg wurden fast alle Kunstwerke aufgefunden und schließlich zurückerstattet. Doch die [österreichischen] Behörden verweigerten die Ausfuhr. Nur im Gegenzug für die Widmung vieler wertvoller Bilder und Objekte an österreichische Museen würde der Rest der beiden Sammlungen das Land verlassen dürfen, sagte man uns. Meine Mutter, Clarice, und mein Onkel Louis hatten keine andere Wahl: Sie mussten zustimmen. Denn wir waren, auch wenn der Name Rothschild anderes vermuten lässt, völlig pleite.“ (zit. nach Anderl 2007, 51)

Die „Zentralstelle“ – von der Vertreibung zur Vernichtungspolitik

Die Einrichtung der „Zentralstelle für jüdische Auswanderung“ in der Prinz-Eugen-Straße 20-22 sollte zunächst die Effizienz der antijüdischen nationalsozialistischen Politik erhöhen, indem sie die verschiedenen Stellen, die mit der organisierten Vertreibung betraut waren, zusammenführte. Das zentrale Erfolgsrezept von Adolf Eichmanns Behörde war dabei die Indienstnahme jüdischer Organisationen: die Israelitische Kultusgemeinde, aber auch die Gildemeester-Aktion, die sich für sogenannte „nicht-mosaische“ Juden und Jüdinnen einsetzte oder zionistische Gruppen, die die (auch illegale) Einwanderung nach Palästina organisierten, wurden im Rahmen der „Zentralstelle“ gezwungen, die Organisation und Finanzierung der Verfolgung sicherzustellen. Bereits am 5. Mai 1938 prahlte Eichmann gegenüber seinem damaligen Berliner Vorgesetzten damit, dass er die jüdischen Funktionäre in Wien „vollständig in der Hand habe“ (zit. nach Anderl 2007, 17). Diese Kooperation wurde

mit offenen Drohungen erzwungen oder durch die Vorspiegelung falscher Tatsachen erschlichen. Zu spät etwa erkannte die Israelitische Kultusgemeinde, dass die Karteien der Wiener Juden und Jüdinnen, die sie ab Sommer 1938 gezwungenermaßen angelegt hatte, nicht nur der Ausreise und dem Verteilen von Lebensmittelmarken dienten, sondern auch zur Grundlage der Deportationen wurden.

In der Phase der Vertreibung der jüdischen Bevölkerung finanzierte die „Zentralstelle“ u.a. durch die Spenden ausländischer jüdischer Hilfsorganisationen und das geraubte Vermögen wohlhabender Wiener Juden und Jüdinnen die Auswanderung ärmerer Personen – wobei sich die Angestellten auch selbst bereicherten. Die Zentralisierung der Agenden in einer Behörde bedeutete selbstverständlich nicht das Ende der Schikanen gegenüber den Flüchtenden – es mussten detaillierte Bestimmungen erfüllt werden, die insbesondere die völlige Ausplünderung sicherstellen sollten. Von mehr als 200.000 Juden und Jüdinnen, die im März 1938 in Österreich gelebt hatten, gelang etwa 130.000 die Flucht – beinahe 100.000 von diesen mussten dazu den Behördenweg der „Zentralstelle“ durchlaufen. Etwa 16.000 dieser Geflüchteten fielen allerdings später in anderen europäischen Ländern den nationalsozialistischen Verfolger_innen in die Hände.

Der 1924 in Wien geborene Willy Müller beschreibt im Interview den behördlichen Spießrutenlauf beim verzweifelten Versuch alle Dokumente zusammenzubekommen:

„Mein Vater (...) fing an, sich um eine Ausreisegenehmigung zu bemühen, auch das war nicht leicht, nachdem wir keinerlei Verwandtschaft im Ausland hatten. Zur Einreise in Amerika war ein Affidavit notwendig oder nach England ein Permit oder nach Israel, dem damaligen Palästina, ein Zertifikat. Da wir keinerlei Verwandten hatten, die die Bürgerschaft für uns übernehmen konnten, war mein Vater in erster Linie darauf angewiesen, sich um die Ausreise in ein Land zu kümmern, wo diese Bestimmungen wegfielen. Nachdem er am 10. November eingesperrt [und schließlich unter der Auflage, bis spätestens 31. Jänner 1939 auszuwandern, freigelassen] worden war, musste er das deutsche Reichsgebiet verlassen. Die Absicht war, dass ich auch emigriere, weil für mich keine Möglichkeit bestand, eine Lehre oder ein Studium in Österreich zu beginnen, in Großdeutschland, pardon, es war ja schon Großdeutschland. (...) Nun ist es um die Beschaffung der Reisedokumente gegangen. (...) Unter anderem brauchte man eine Steuerunbedenklichkeitserklärung, ein Dokument, das immer nur auf einen Monat [oder einige Monate] befristet war. Wenn man um ein Visum angesucht hat und das schließlich bekommen hat, ist inzwischen das andere Dokument abgelauften, also es war eine Lauferei von einem Amt zum anderen, um zum Ausreisedatum alle Dokumente gleichzeitig zu haben. Das war die Zeit, als wir in die Auswanderungsstelle gehen mussten, zwecks der Ausreisegenehmigung, nämlich in die Prinz-Eugen-Straße, ins ehemalige Rothschild-Palais, wo Eichmann und Brunner I gesessen sind, die die Leitung dort hatten. Nachdem aber die Frist bis 31. Jänner schon verstrichen war und mein Va-

ter immer noch nicht ausgewandert war, musste er jedes Mal ein Ansuchen schreiben und dann im Hotel Metropol, in der Gestapo-Zentrale, vorsprechen, mit Vorlagen, was er schon unternommen hat und warum er noch immer auf deutschem Reichsgebiet ist. Das hat sich so gezogen, bis wir im Jahr 1939 beschlossen haben, in ein Büro zu gehen, das sich mit der illegalen Auswanderung nach Palästina befasst hat.“ (zit. nach Anderl 2007, 45)

Aus der Perspektive der Nationalsozialist_innen gerieten im Lauf der Zeit die Politik der gezielten Verarmung der jüdischen Bevölkerung und die organisierte Vertreibung zunehmend in Widerspruch zueinander, zudem wurde es für die Flüchtenden immer schwieriger, in einem anderen Land Aufnahme zu finden. Dies wurde wiederum als Legitimation für die weitere Verschärfung der mörderischen Verfolgungspolitik herangezogen.

Die „Zentralstelle“ war ein wesentlicher Akteur beim Übergang von der Vertreibung zur Vernichtungspolitik: Bereits im Oktober 1939 fanden auf Eichmanns Initiative erste Deportationen aus Wien in besetzte polnische Gebiete statt und spätestens mit dem Überfall NS-Deutschlands auf die Sowjetunion im Frühjahr 1941 traten die Vernichtungspläne endgültig in den Vordergrund. Im Februar und März 1941 fanden die ersten Massendeportationen in den Distrikt Lublin statt und im Oktober des Jahres erließ Heinrich Himmler ein Verbot der Auswanderung von Juden und Jüdinnen aus dem nationalsozialistischen Machtbereich. Zu dem Zeitpunkt, als auf der sogenannten „Wannsee-Konferenz“ die Kooperation aller an der Vernichtung beteiligten NS-Stellen beschlossen wurde, waren in den besetzten Gebieten Polens und der Sowjetunion bereits mehr als 500.000 Juden und Jüdinnen ermordet worden.

In Wien wurden alle Deportationen von der „Zentralstelle“ organisiert. Die Verfolgten wurden zunächst in sogenannten „Sammellagern“ interniert (auch hier war die IKG gezwungen, die Betreuung zu übernehmen). Im Zuge sogenannter „Kommissionierungen“ mussten sie ihr gesamtes Hab und Gut durchsuchen lassen, was von den Nationalsozialist_innen als wertvoll angesehen wurde, sofort abgeben und anschließend „Sondervollmachten“ unterschreiben, mit denen ihr gesamtes noch verbliebenes Vermögen der „Zentralstelle“ bzw. den Finanzbehörden überschrieben wurde. Anschließend wurden ihre Personaldokumente zerrissen und sie selbst auf die Transporte gezwungen. Im Sommer 1942 übersiedelte die Eichmann-Behörde in ein Gebäude in der Castellezgasse 35 (1020) und das ehemalige Palais Rothschild wurde von Dienststellen der Reichspost übernommen. Zum Zeitpunkt der Auflösung der „Zentralstelle“ im Frühjahr 1943 waren nur noch etwa 8.000 Juden und Jüdinnen in Wien verblieben, deren Agenden nun die Gestapo übernahm.

Adolf Eichmann und viele seiner Wiener Mitarbeiter_innen (zum weitaus überwiegenden Teil Österreicher_innen) waren da bereits in anderen Gebieten beschäftigt: Die „Zentralstelle“ war zum Vorbild für die Organisation der Verfolgungspolitik im ganzen nationalsozialistischen Herrschaftsgebiet geworden. Im März 1941 wurde Eichmann von Reinhard Heydrich als Chef der „Dienststelle IV B 4 – Juden- und Räumungsangelegenheiten“ eingesetzt und koordinierte in der Folge die Deportationen

aus ganz Europa. Das Eichmann-Referat organisierte – mit Ausnahme des unmittelbaren Mordes – die Shoah. Nach 1945 waren es vor allem katholische Kreise, die Eichmanns Flucht nach Argentinien ermöglichten. Erst 1960 konnte Eichmann durch den israelischen Geheimdienst aufgespürt, entführt und in Israel vor Gericht gestellt werden. 1962 wurde das Todesurteil vollstreckt.

Eichmanns Nachfolger in der Wiener „Zentralstelle“ wurde zunächst Rolf Günther, dann aber sein ehemaliger Stellvertreter Alois Brunner (Brunner I), der als „Deportationsfachmann“ eine steile Karriere machte. Brunner tauchte nach 1945 in Syrien unter; dass er heute noch am Leben ist, gilt als unwahrscheinlich, ist jedoch nicht eindeutig geklärt. Eine ganze Reihe weiterer ehemaliger Eichmann-Mitarbeiter stiegen innerhalb des „Reichssicherheitshauptamtes“ (RSHA) in hohe Positionen auf. Auch die drei Kommandanten des Konzentrationslagers Theresienstadt stammten aus dem Eichmann-Stab.

Quellen:

- Gabriele Anderl (2007). Orte der Täter. NS-Terror in den „arisierten“ Wiener Rothschild-Palais. AK Wien
- Michaela Feuerstein/Gerhard Milchram (2001). Jüdisches Wien. Stadtpaziergänge. böhlau
- János Kalmar/Alfred Stalzer (2000). Das Jüdische Wien. Pichler Verlag
- Sopiéh Lillie (2003). Was einmal war. Handbuch der enteigneten Kunstsammlungen Wiens. Czernin Verlag
- Jonny Moser (1999). Die Zentralstelle für jüdische Auswanderung. In: Forum Politische Bildung (Hg.): „Wieder gut machen?“ Enteignung, Zwangsarbeit, Entschädigung, Restitution. Österreich 1938-1945/1945-1999. Studienverlag
- Birgit Schwane (2007). Jüdisches Wien. Eine Entdeckungsreise von Herzl bis Hakoah. metro Verlag
- Zentrum QWIEN (Hg.) (2011). Wieden 800. Historische Spaziergänge quer durch den Bezirk. Zum 800. Geburtstag der Wieden.

6 DIE SYNAGOGE IN DER SIEBENBRUNNENGASSE

In der Siebenbrunnengasse 1a stand die Synagoge des Israelitischen Tempelvereins Beth Aharon (Haus Arons) für die Bezirke Wieden und Margareten. 1907 erwarb der Verein das Grundstück und ließ die Synagoge zwischen 1908 und 1910 nach Plänen des Architekten Jakob Gartner erbauen. In dem Gebäude hatte auch der Israelitische Wohltätigkeitsverein für Wieden und Margareten seinen Sitz.

In den frühen Morgenstunden des 10. Novembers wurde SS-Einheiten die Demolierung der Synagogen befohlen. Dabei wurde ihnen verboten, Uniformen zu tragen. Die Synagoge wurden von einer Liste, unter Nennung des für die Zerstörung verantwortlichen SS-Offiziers, abgestrichen. SS-Männer bereiteten die Inbrandsetzung mit Handgranaten vor, wobei auf Tarnung kaum Wert gelegt wurde. Auf diese Weise wurden in Wien innerhalb von wenigen Stunden mehr als 40 Synagogen zerstört.

Die SS verständigte bei jeder Inbrandsetzung die Feuerwehr. Diese Vorgehensweise wandte sie auch beim Tempel in der Siebenbrunnengasse an. Im Bericht der Feuerwehr, in dem zwischen 9 Uhr 30 und 13 Uhr 30 im Viertelstundentakt Synagogenbrände vermerkt sind, heißt es: „11.02 Uhr: 5., Siebenbrunnengasse 1a. Totalbrand des Tempels. Das Feuer hat die ganze Einrichtung und den größten Teil des Gebäudes zerstört und ist zur Zeit noch nicht gelöscht. Umgebung mit drei Schlauchlinien (Löschwagen, Tenderpumpe Margareten) gesichert. Schaden 150.000 RM, ganz roh geschätzt.“ Einzige Aufgabe der Feuerwehr war es, die Brände so abzusichern, dass sie nicht auf die benachbarten Gebäude übergriffen. Die Synagogen ließen sie vollständig niederbrennen, so auch die in der Siebenbrunnengasse.

Im Frühling 1939 wurde der Tempelverein zwangsaufgelöst und das Grundstück „ariisiert“. Erst 1951 wurde mit dem 2. Rückstellungsanspruchsgesetz die rechtliche Grundlage dafür geschaffen, dass die Israelitische Kultusgemeinde Wien die Rückstellung des Grundstücks erzwingen konnte. In den 60er Jahren verkaufte sie es. 1988 scheiterte ein Versuch, eine Gedenktafel am dort errichteten Neubau anzubringen am Hausbesitzer, der offenbar nicht wollte, dass eine Tafel an die Geschichte seines Hauses erinnerte. Daher hängt diese nun am Nachbarhaus, der Justizanstalt Mittersteig. 2011 wurde an der Kreuzung vor dem Haus ein sichtbares Glasdenkmal errichtet, das an den zerstörten Tempel erinnert.



Quellen:

- Katharina Kohlmaier, Bob Martens: Was geschah mit den Grundstücken, auf denen sich Synagogen in Wien befanden? Eine Recherche hinsichtlich der im Grundbuch abgebildeten Eigentumsverhältnisse. In: David – Jüdische Kulturzeitschrift. Online: http://www.david.juden.at/2008/77/6_martens.htm [Zugriff: Oktober 2012].
- Herbert Rosenkranz (ca. 1988): Der Novemberpogrom 1938 in Wien. Wien: Historisches Museum der Stadt Wien.
- Der Standard (2010): Über sieben Brunnen musst du gehen. Online: <http://derstandard.at/1263706952856/Ueber-sieben-Brunnen-musst-du-gehen> [Zugriff November 2012].

STRASSENAMEN IM WANDEL DER ZEIT

Vom jüdischen Schriftsteller zum Antisemiten

Ja, diese Gasse in Margareten, so kurz und desolat sie auch sein mag, hat an Umbenennungen schon einiges erlebt.

Als allererstes nach ihrer Entstehung bekam sie 1888 den Namen des zwei Jahre zuvor verstorbenen jüdischen Schriftstellers und Publizisten Leopold Kompert. Er war Mitglied der Israelitischen Kultusgemeinde und des Wiener Gemeinderates und setzte sich für die Integration und/oder Assimilation der Wiener Juden und Jüdinnen ein. Doch die antisemitischen Tendenzen der Zeit nach der gescheiterten bürgerlichen Revolution von 1848 bewegten auch ihn dazu, seinen jüdischen MitbürgerInnen zur Schiffspassage in das „Land der freyheytt“, nach Amerika, zu raten. Wahrscheinlich wenige Tage nach den Tränen am Heldenplatz wurde die Gasse 1938 in Hölderlin umbenannt.

Nach 1945 bekam die Gasse erneut einen neuen Namen. Es bedurfte erst einer Privatinitiative um im Jahr 2002 auf die 1949 erfolgte Umbenennung durch die in Wien und im Bezirk regierende SPÖ aufmerksam zu machen und diese zu skandalisieren. Was den SPÖ Bezirksvorsteher Max Tobler dazu getrieben hat, war in der Kürze der Recherche nicht zu ermitteln. Aber er hätte wissen können, ja müssen, um wen es sich bei Franz Xaver Stauracz handelte. Stauracz war Mitbegründer der christlichen Arbeiter- und Jugendbewegung und vehementester antisemitischer Propagandist in Luegers christlich-sozialer Partei. Für ihn hatte selbst der berühmte Antisemit Ritter Georg von Schönerer, der immerhin „Verdienste um die Niederrückung der verjudeten Presse“ errungen habe (zit. nach Standard, 4.3.2002), den Antisemitismus verraten. Lediglich Lueger ließ Stauracz als echten Antisemiten gelten.

Als im Jahr 2002 das Anliegen laut wurde, die Gasse erneut umzubenennen, erfolgten die Antworten immer noch reflexartig. „Antisemitisch waren damals viele“, hieß es bei SPÖ und ÖVP. Er sei dagegen „in Orwellscher Manier die Geschichte zu tilgen“ hielt etwa Johannes Prochaska (VP) vom Unterausschuss für Verkehrsflächenbenennung im Wiener Gemeinderat fest. Und erhielt für diese Position die volle Unterstützung seiner Kollegin Renate Winklbaauer (SP) (alle Zitate nach Standard, 4.3.2002). Dass es dann zwar nicht zu einer Rückbenennung in Kompertgasse kam, aber immerhin eine erklärende Zusatztafel angebracht wurde, grenzt schon an ein Wunder.

Franz Xaver Stauracz „...wurde durch seine judenfeindliche Hetzschriften zum Wegbereiter jenes modernen Antisemitismus, der im Holocaust seinen grauenvollen Höhepunkt fand“, heißt es jetzt.

MODEWARENHAUS „ALTARAS“ (FAVORITENSTRASSE 25)

In der Favoritenstraße 25 befand sich bis zum Jahr 1938 das Modewarenhaus „Altaras“, das 1898 vom Kaufmann L.M. Altaras gegründet wurde. Die genaue Identität sowie die Geschichte des Namensgebers und ersten Inhabers lässt sich schwer rekonstruieren, der Name weist allerdings darauf hin, dass er ein Mitglied der Wiener sephardischen Gemeinde war.

Über die „Spharadim“ oder „Spaniolen“ in Wien ist wenig bekannt, da die Gemeinde sowie ihre kulturellen und geistigen Hinterlassenschaften von den Nazis nahezu komplett zerstört wurden. Der Ursprung der sephardischen Gemeinde geht auf ein Privileg aus dem Jahr 1736 zurück, in dem Karl VI. „Spaniolen“ die Ansiedlung in Wien, freie Religionsausübung sowie die Teilnahme am wirtschaftlichen Leben gestattete. Von Beginn an herrschte ein reger kultureller und ökonomischer Austausch zwischen der neu gegründeten Gemeinde und dem Osmanischen Reich und bald entstanden aufgrund personeller Verbindungen und Handelsbeziehungen nicht unbedeutende Migrationsbewegungen, die die Wiener sephardische Gemeinde rasch anwachsen ließen. Im Verlauf des 18. Jahrhunderts wanderten viele Jüdinnen und Juden aus dem damaligen Osmanischen Reich ein; die meisten kamen aus Gebieten des heutigen Balkans, aus der Türkei und sogar aus Palästina nach Wien. Nachdem die „Spharadim“ als „türkische Kolonie“ in Wien unter osmanischer Schirmherrschaft stand, wurden ihren Mitgliedern zum Teil Rechte gewährt, die aschkenasischen Jüdinnen und Juden verweigert wurden. So war die sephardische Gemeinde die erste, die Ende des 18. Jahrhunderts als jüdische Gemeinde anerkannt wurde und innerhalb derer es Neuzugewanderten möglich war, die Staatsbürger_innenschaft zu erlangen. Allerdings kam es aufgrund antisemitischer Ressentiments und Diskriminierung oft zu Konflikten mit den österreichischen Behörden und Ende des 19. Jahrhunderts verlor die sephardische Gemeinde zudem ihren autonomen Rechtsstatus und wurde der aschkenasischen „Israelitischen Kultusgemeinde“ unterstellt. Zuvor avancierte Wien jedoch zu einem wichtigen geistigen Zentrum für sephardische Gemeinden in Zentral- und Südosteuropa. Ab Beginn des 19. Jahrhunderts entwickelte sich die Stadt zu einer Hochburg des sephardischen Buchdruckes und die in Ladino erscheinenden Zeitschriften aus Wien waren bis in die Türkei verbreitet. Auch die Wiener Universität zog sephardische Intellektuelle an, darunter junge säkulare Zionisten wie Abraham Rosanes oder David Alkalay, die eine wichtige Rolle bei der Verbreitung einer sephardischen Variante der Haskala (Aufklärung) in Verbindung mit frühzionistischen Ideen in Südosteuropa spielten. 1898 wurde an der Wiener Universität die sephardische Studentenverbindung „Esperanza“ gegründet, die mit „El Mundo Sefaradi“ (Die sephardische Welt) eine richtungsweisende Zeitschrift herausgab.

Nicht zuletzt aufgrund des internationalen Austausches entwickelte die sephardische Gemeinde in Wien niemals große „Assimilations“-Bestrebungen, wie sie ande-

ORIENTALISCHER GROSS-REKLAME-VERKAUF
IM MODEWARENHAUS L.M. ALTARAS IV. FAVORITENSTR. 25
GEGRÜNDET 1898 * TELEPHON 59133 * 66, 67, 13, 18 * 0-WAGEN

GARANTIERTE
ERSTKLASSIGE
QUALITÄT
GÜNSTIGSTE
KAUF-
GEBEGENHEIT
FÜR
JEDEMANN

FÜR
DAMENWÄSCHE
HERRENWÄSCHE
KINDERWÄSCHE
BETTWÄSCHE
* GEEIGNET *
BESONDERS
PASSENDES
WEIHNACHTS
GESCHENK

re west- und mitteleuropäische jüdische Gemeinden im 19. Jahrhundert kannten; vielmehr verschmolzen hier orientalische und okzidentale Einflüsse und eine grundsätzliche Verbundenheit zum Osmanischen Reich blieb stets erhalten. Die Mittler_innenposition der „Spharadim“ war auch der Grund dafür, dass sich kosmopolitische Denkansätze und kulturelle Ausdrucksformen zwischen „Orient“ und „Okzident“, entwickeln konnten. Dieser wichtige Beitrag, den die Wiener sephardische Gemeinde zum kulturellen und geistigen Leben der Stadt leistete, ist nach ihrer Vernichtung bis heute eine historische Leerstelle. Dabei spiegelte sich die Position „zwischen den Stühlen“ in der Wiener Alltagskultur und nicht zuletzt auch im Wiener Stadtbild wider, beispielsweise im 1887 eingeweihten „Türkischen Tempel“ in der Zirkusgasse 22. Diese Synagoge verband auf einzigartige Weise maurische und lokale Architektur und wurde während des Novemberpogroms 1938 vollkommen zerstört. Auch das Modehaus „Altaras“ auf der Favoritenstraße 25 verweist auf die Verbindungen zum Osmanischen Reich und in den Nahen Osten. Die Reklame aus dem Jahr 1923 spielt zwar vordergründig mit orientalistischen Bildern und Vorstellungen, andererseits ist sie sicher nicht ausschließlich als „westliche“ Imagination vom „Orient“ zu verstehen, wenn bedacht wird, dass innerhalb der sephardischen Gemeinde Loyalität und Identifikation mit dem Osmanischen Reich vorherrschten.

Es ist unklar, was mit dem Modehaus Altaras nach 1938 passierte, vielleicht wurde der Betrieb aufgelöst und die damaligen Besitzer_innen konnten rechtzeitig fliehen. Vom Gründer L.M. Altaras findet sich zu dieser Zeit keine Spur mehr; es ist nicht bekannt, ob und wann er die Firma an Nachfolger_innen übergeben hat und was aus ihm selbst wurde. Ebenfalls unsicher ist, wer der Firmengründer genau war, jedoch weist einiges darauf hin, dass er der Stiefvater der sephardischen Wiener Schriftstellerin Veza Canetti gewesen sein könnte. Veza Mann, Elias Canetti, beschreibt Altaras in seinem autobiographischen Roman „Die Fackel im Ohr“ als

schrulligen, aber auch tyrannischen Patriarchen mit außergewöhnlichen Essgewohnheiten:

„Hauptfeind war der Stiefvater Mento Altaras. In früheren Zeiten, die ich nicht mehr erlebte, als der Kampf noch offen geführt wurde, die Grenzlinien nicht gezogen waren und es noch unsicher war, ob man je zu einem Friedensschluß gelangen würde, pflegte der Stiefvater plötzlich die Tür aufzureißen und mit seinem Stock mehrmals drohend gegen die Schwelle zu schlagen. Der lange, hagere Mensch in seinem Schlafrock stand da, sein schmaler, finsterner, ausgemergelter Kopf glich dem Dante, dessen Namen er nie gehört hatte. Er stieß, wenn er mit dem Klopfen vorläufig zu Ende war, furchtbare spanische Drohungen und Flüche aus und blieb, abwechselnd klopfend und fluchend, auf der Schwelle stehen, so lange bis man seinen Wunsch, der sich auf Braten oder Wein bezog, erfüllt hatte. (...) Er aß so viel, daß man um seine Gesundheit fürchtete, und hielt sich nicht an die üblichen Mahlzeiten. Schon zum Frühstück verlangte er Braten und Wein, und zur Zehnerjause, lange vor dem Mittagessen, wieder. Der wollte nichts dazu. Als die Frau es versuchte, seinem Appetit mit Beilagen, mit Reis und Gemüse beizukommen, damit er nicht so viel Fleisch esse, schickte er das Essen verächtlich wieder zurück, und als sie es wieder versuchte, schüttete er es zornig auf den Teppich, aß das Fleisch allein in einem Sitz auf und forderte – man habe ihm viel zu wenig davon gegeben – mehr. (...) Die Frau ließ einen Arzt holen, einen gelassenen, erfahrenen Mann, der selbst aus Sarajewo stammte, über den Alten informiert war, seine Sprache verstand und sich fließend mit ihm in dieser Sprache unterhalten konnte. Es war ihm trotzdem nicht möglich, ihn zu untersuchen. Es fehle ihm nichts, mager sei er schon immer gewesen, seine einzige Medizin sei Braten und Wein und wenn er davon nicht so viel bekomme, wie er wolle, werde er auf die Straße gehen und sich's erbetteln. Er hatte gemerkt, daß nichts seine Angehörigen so sehr entsetzte wie seine Bettelgelüste. Sie nahmen diese Drohung so ernst wie er; die Mahnung des Arztes, daß er noch höchstens zwei Jahre zu leben habe, wenn er so weiter esse, beantwortete er mit einem furchtbaren Fluch. Er wolle Fleisch, nichts anderes, er habe nie etwas anderes gegessen, er denke nicht daran mit 80 ein Ochs zu werden, fertig, ya basta! Statt seiner starb nach zwei Jahren der Arzt. (...) Der nächste Arzt, mit dem man es versuchte, ein Mann von noch nicht 50, rüstig und selbst sehr fleischlich, hatte noch weniger Glück. Er kehrte ihm den Rücken, sprach mit ihm kein Wort und entließ ihn, ohne ihm zu fluchen. Er starb wie sein Vorgänger, doch dauerte es diesmal länger.“

Quellen:

- Canetti, Elias (1982): Die Fackel im Ohr. Lebensgeschichte 1921-1931, Fischer Taschenbuch Verlag, Frankfurt am Main.
- Fröhlich, Sabine (2005): Die Wirklichkeit der Groteske, in: Spörk, I. & Strohmaier, A. (Hg.innen): Veza Canetti, Literaturverlag Droschl, Graz/Wien, S. 151-154.
- Heimann-Jelinek, Felicitas (2010): Die Türken in Wien. Geschichte einer jüdischen Gemeinde, Jüdisches Museum Wien, Wien.
- Seroussi, Edwin (1992): Die sephardische Gemeinde in Wien: Geschichte einer orientalisches-jüdischen Enklave in Mitteleuropa, in: Heimann-Jelinek, F. Schubert, K. (Hg.Innen): Spharadim – Spaniolen. Die sephardische Diaspora, Studia Judaica Austriaca, Österreichisches Jüdisches Museum Eisenstadt, Eisenstadt, S. 145-155.

DAS FENSTERTHEATER VON ILSE AICHINGER

Die Frau lehnte am Fenster und sah hinüber. Der Wind trieb in leichten Stößen vom Fluss herauf und brachte nichts Neues. Die Frau hatte den starren Blick neugieriger Leute, die unersättlich sind. Es hatte ihr noch niemand den Gefallen getan, vor ihrem Haus niedergefahren zu werden. Außerdem wohnte sie im vorletzten Stock, die Straße lag zu tief unten. Der Lärm rauschte nur mehr leicht herauf. Alles lag zu tief unten. Als sie sich eben vom Fenster abwenden wollte, bemerkte sie, dass der Alte gegenüber Licht angedreht hatte. Da es noch ganz hell war, blieb dieses Licht für sich und machte den merkwürdigen Eindruck, den aufflammende Straßenlaternen unter der Sonne machen. Als hätte einer an seinen Fenstern die Kerzen angesteckt, noch ehe die Prozession die Kirche verlassen hat. Die Frau blieb am Fenster.

Der Alte öffnete und nickte herüber. Meint er mich? Dachte die Frau. Die Wohnung über ihr stand leer und unterhalb lag eine Werkstatt, die um diese Zeit schon geschlossen war. Sie bewegte leicht den Kopf. Der Alte nickte wieder. Er griff sich an die Stirne, entdeckte, dass er keinen Hut aufhatte, und verschwand im Inneren des Zimmers.

Gleich darauf kam er in Hut und Mantel wieder. Er zog den Hut und lächelte. Dann nahm er ein weißes Tuch aus der Tasche und begann zu winken. Erst leicht und dann immer eifriger. Er hing über die Brüstung, dass man Angst bekam, er würde vornüberfallen. Die Frau trat einen Schritt zurück, aber das schien ihn zu bestärken. Er ließ das Tuch fallen, löste seinen Schal vom Hals - einen großen bunten Schal - und ließ ihn aus dem Fenster wehen. Dazu lächelte er. Und als sie noch einen weiteren Schritt zurücktrat, warf er den Hut mit einer heftigen Bewegung ab und wand den Schal wie einen Turban um seinen Kopf. Dann kreuzte er die Arme über der Brust und verneigte sich. Sooft er aufsaß, kniff er das linke Auge zu, als herrsche zwischen ihnen ein geheimes Einverständnis. Das bereitete ihr so lange Vergnügen, bis sie plötzlich nur mehr seine Beine in dünnen, geflickten Samthosen in die Luft ragen sah. Er stand auf dem Kopf. Als sein Gesicht gerötet, erhitzt und freundlich wieder auftauchte, hatte sie schon die Polizei verständigt.

Und während er, in ein Leintuch gehüllt, abwechselnd an beiden Fenstern erschien, unterschied sie schon drei Gassen weiter über dem Geklingel der Straßenbahnen und dem gedämpften Lärm der Stadt das Hupen des Überfallautos. Denn ihre Erklärung hatte nicht sehr klar und ihre Stimme erregt geklungen. Der alte Mann lachte jetzt, so dass sich sein Gesicht in tiefe Falten legte, streifte dann mit einer vagen Gebärde darüber, wurde ernst, schien das Lachen eine Sekunde lang in der hohlen Hand zu halten und warf es dann hinüber. Erst als der Wagen schon um die Ecke bog, gelang es der Frau, sich von seinem Anblick loszureißen.

Sie kam atemlos unten an. Eine Menschenmenge hatte sich um den Polizeiwagen gesammelt. Die Polizisten waren abgesprungen, und die Menge kam hinter ihnen und der Frau her. Sobald man die Leute zu verscheuchen suchte, erklärten sie einstimmig, in diesem Hause zu wohnen. Einige davon kamen bis zum letzten Stock mit. Von den Stufen beobachteten sie, wie die Männer, nachdem ihr Klopfen vergeblich blieb und die Glocke allem Anschein nach nicht funktionierte, die Tür aufbrachen. Sie arbeiteten schnell und mit einer Sicherheit, von der jeder Einbrecher lernen konnte. Auch in dem Vorraum, dessen Fenster auf den Hof sahen, zögerten sie nicht eine Sekunde. Zwei von ihnen zogen die Stiefel aus und schlichen um die Ecke. Es war inzwischen finster geworden. Sie stießen an einen Kleiderständer, gewahrten den Lichtschein am Ende des schmalen Ganges und gingen ihm nach. Die Frau schlich hinter ihnen her.

Als die Tür aufflog, stand der alte Mann mit dem Rücken zu ihnen gewandt noch immer am Fenster. Er hielt ein großes weißes Kissen auf dem Kopf, das er immer wieder abnahm, als bedeutete er jemandem, dass er schlafen wolle. Den Teppich, den er vom Boden genommen hatte, trug er um die Schultern. Da er schwerhörig war, wandte er sich auch nicht um, als die Männer auch schon knapp hinter ihm standen und die Frau über ihn hinweg in ihr eigenes finsternes Fenster sah.

Die Werkstatt unterhalb war, wie sie angenommen hatte, geschlossen. Aber in die Wohnung oberhalb musste eine neue Partei eingezogen sein. An eines der erleuchteten Zimmer war ein Gitterbett geschoben, in dem aufrecht ein kleiner Knabe stand. Auch er trug sein Kissen auf dem Kopf und die Bettdecke um die Schultern. Er sprang und winkte herüber und krächte vor Jubel. Er lachte, strich mit der Hand über das Gesicht, wurde ernst und schien das Lachen eine Sekunde lang in der hohlen Hand zu halten. Dann warf er es mit aller Kraft den Wachleuten ins Gesicht.

**„Alles, woran man glaubt,
beginnt zu existieren.“** Ilse Aichinger

**CARMEN RENATE KÖPER LIEST
TEXTE VON ILSE AICHINGER.**

**SONNTAG, 18.11., 18:00 UHR, Depot,
Breite Gasse 3, 1070 Wien**

EINE VERANSTALTUNG IM GEDENKEN AN DAS NOVEMBERPOGROM.
